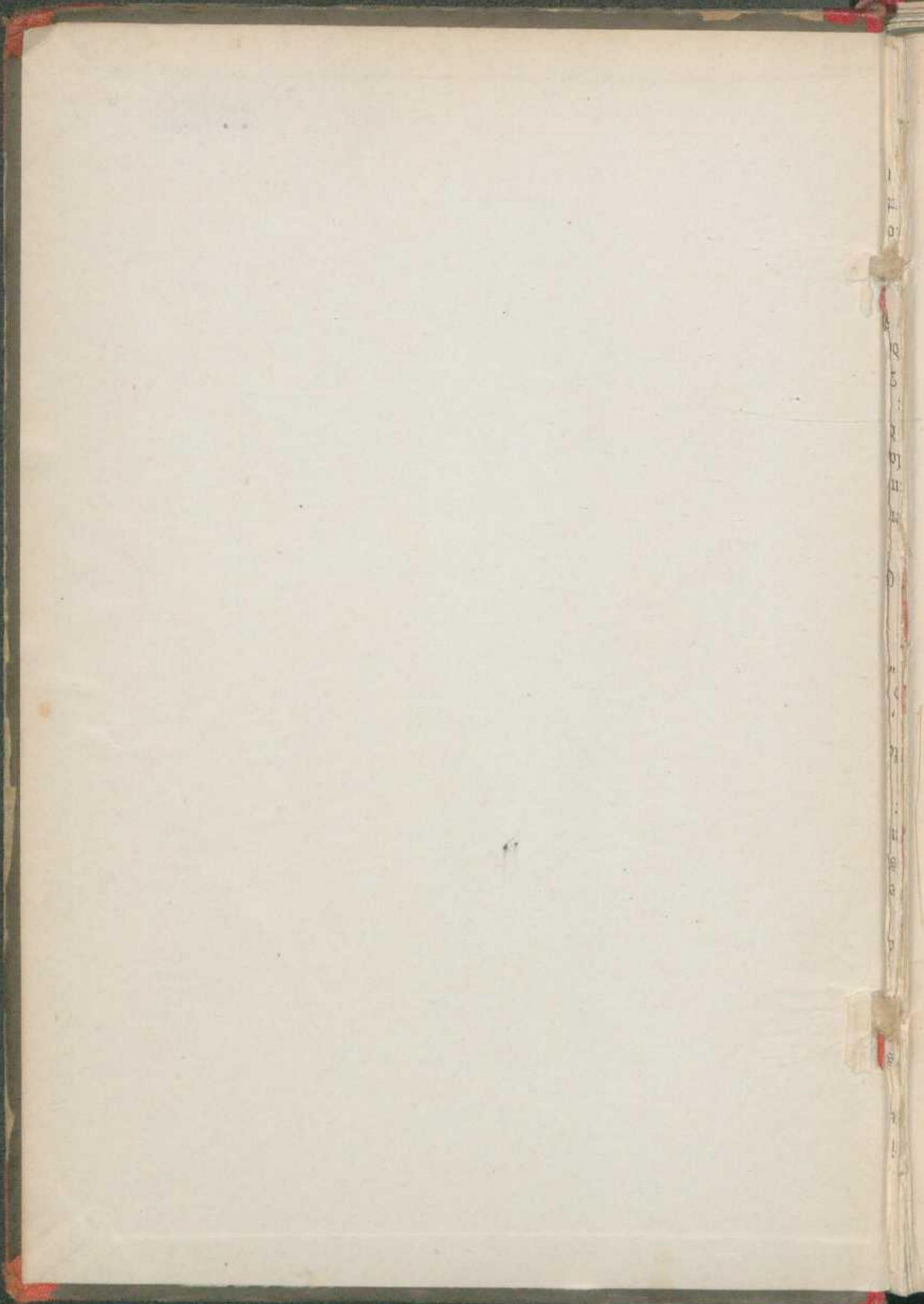


Vom Stamme der Inkas





EA 1887

2.A. 1889

3.A. 1891

} gl. Collation

} n. Ausstattung

12, -

Russel xvi, 3 Abt., 2 Thl. S. 2519

Erstausg. Lt. Brümmer 1884



Vom Stamme der Inkas.

Eine Erzählung

aus der Zeit des Befreiungskampfes in
Süd-Amerika

von

Rudolf Scipio.

Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen

von

G. Wartsch.

Stuttgart.

E. Hänjelmanns Verlag.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

H/5 495 000

INTERNA-
TIONALE München
JUGEND
BIBLIOTHEK

Die Estancia San Mateo.

Die Sonne war hinter den zackigen Häuptern der Cordillere von Venezuela gesunken. Ihre in flammendem Gewölk sich brechenden letzten Strahlen übergossen die von den Ufern des Rio Aragua gegen Süden nach dem Orinoco sich hinziehenden weiten Llanos mit warmem purpurnem Hauche und malten lange, gespenstische Schatten auf die von hohem dürrem Grafe bedeckte, ins Unendliche sich verlierende Fläche.

Auf der etwa eine halbe Legua nördlich des Aragua dahinführenden Straße — wenn man anders das Gewirr von neben- und durcheinander laufenden Hufspuren eine Straße nennen konnte — zog eine kleine Karawane in nordöstlicher Richtung dahin, den im Dufte des Abends verschwindenden Hügelketten zu, welche den Übergang von den Llanos zu dem Hochlande von Carracas bilden.

Indem hier mit der Gegend Bekannten würde die kleine Reisegesellschaft schon dadurch aufgefallen sein, daß dieselbe aus einer Richtung kam, in welcher sich, außer etwa den ärmlichen Hütten einsam wohnender Baqueros auf hunderte von Meilen keine Ansiedelungen befanden; was aber noch mehr dazu gedient haben würde, den Reisenden Beachtung und zugleich damit Teilnahme zu erwerben, war der Anblick, den sie selbst gewährten.

Die Hauptperson unter ihnen war eine trotz ihrer etwas abständig gewordenen Kleidung augenscheinlich den höheren Gesellschaftskreisen angehörende Frau, welche, obgleich sie selbst leidend zu sein und sich nur mit Mühe im Sattel zu halten schien, ein von Krankheit abgemagertes Kind, ein Mädchen von etwa zehn Jahren, auf ihrem Schoße hielt, dessen Körper sie mit ihren Armen stützte.

Ein wenige Schritte dahinter folgendes zweites Mantier trug ein etwa zwölfjähriges Mädchen, welches den Sattel mit einem ungefähr sechsjährigen Knaben teilte.

Vor den beiden Tieren schritt ein älterer schon ergrauter Mann und ein an der Grenze des Jünglingsalters stehender schlanker bleicher Knabe.

Das glatt gescheitelte straffe lange Haar des Älteren, sowie der Schnitt seines fast bronzefarbenen Gesichts verrieten in ihm den Indianer, während die Züge seines jüngeren Begleiters ebenso wie die der Frau und der Kinder deren spanische Abkunft erkennen ließen.

Ein dritter Begleiter und Beschützer der Karawane war ein neben Beiden dahinschreitender großer schwarzer Hund, welcher nicht minder elend, müde und hungerig ausah, als die übrigen Mitglieder derselben und sich gleich diesen nur noch mit Anstrengung fortzuschleppen schien.

Schweigend bewegte sich die kleine Karawane weiter, und man vernahm keinen anderen Laut von ihr, als das leise Rascheln der Fußtritte in dem, den Boden der Llano bedeckenden, von der heißen Tropensonne gedörrten Grase.

Ein schmerzliches Stöhnen des franken Kindes unterbrach jetzt die den kleinen Trupp umgebende beängstigende Stille. Der Indianer blieb stehen und ließ seinen Blick mit dem Ausdruck teilnehmender Sorge über das totenähnliche, nur auf den Backen vom Fieber gerötete Gesicht der Kranken gleiten.

„Ich befürchte, daß wir auch heute kein Obdach erreichen, Senora,“ sprach er in dem achtungsvollen Tone des Dieners; „wir werden deshalb gut thun, eine kurze Rast zu halten und zu versuchen, ob es uns nicht gelingt, etwas Speise für den Nachtmarsch zu erlangen. Jenes Gehölz dort wird uns, wie ich hoffe, einige wilde Früchte bieten, die wir so lange in der offenen Llano entbehrt haben.“

Die Senora, welche gewohnt sein mochte, den Anordnungen des Führers in allen Dingen zu folgen, neigte als Zeichen der Zustimmung stumm ihr bleiches Gesicht und lenkte dann ihr Mantier dem Ziele zu, welches der Alte ihr bezeichnet hatte und zu welchem er jetzt voranschritt.

Der junge Begleiter des Alten, der bisher gesenkten Hauptes und anscheinend völlig teilnamlos neben ihm dahingeschritten war,

ließ jetzt seinen Blick prüfend über die vor ihm sich ausbreitende Landschaft gleiten.

„Wenn der Manero, welchem wir heute Morgen begegneten, uns recht berichtet hat,“ sprach er dann, „so müssen wir uns hier in der Nähe einer Estancia befinden, und ich werde deshalb, während Ihr in jenem Gehölz rastet, versuchen, ob es mir nicht gelingt, dieselbe aufzufinden. Wenn ich keinen Erfolg haben sollte, so gelingt es mir dafür vielleicht, auf meinem Wege ein Wild aufzutreiben, welches uns kaum minder nötig wäre als ein Obdach.“

„Wäge der Himmel geben, daß wir das eine oder das andere fänden,“ entgegnete der Alte, „denn es wird Zeit, daß unsere Not ein Ende erreicht, wenn nicht die armen Kinder den Beschwerden der Reise erliegen sollen.“

„Wenn Ihr glaubt, Guamanga, daß Josés Gang uns etwas nützen könnte, so bin ich nicht dagegen,“ wandte sich jetzt die Senora an den alten Indianer. „Ich fühle selbst, daß es für Manuela die höchste Zeit ist, Ruhe und Pflege zu finden. Ich habe nur die Besorgnis, daß José sich jetzt, wo die Nacht bevorsteht, in diesem Gewirre von Sumpf und Buschwerk verirren könnte.“

„Sie dürfen darüber ruhig sein, Senora,“ versetzte der Alte; „dort vor uns steigt der Boden an, die Sumpfstrecken liegen hinter uns, und im schlimmsten Falle würde der Lauf des Aragua für José als Wegweiser dienen können. Zu größerer Sicherheit mag er jedoch den Hund mit sich nehmen, der auch in der Dunkelheit leicht die alte Spur wieder auffindet.“

Während die übrigen unter Guamangas Führung dem vor ihm liegenden Gehölz zuzogen, schritt José von seinem treuen Hund begleitet in der bisherigen Richtung weiter.

Der letzte Tageschein war inzwischen verglommen; über den von kleinen Gebüschgruppen unterbrochenen sanft nach Norden aufsteigenden Gelände und der nach Süden und Osten sich ausdehnenden weiten Fläche der Llano ruhte ein zarter grauer Duf, aus welchem jetzt fern im Osten die volle Scheibe des Mondes in majestätischer Pracht und in jenem wunderbaren Lichtglanze sich erhob, welchen nur die Tropen kennen.

Die Hoffnung des Knaben, eine menschliche Wohnung zu finden,

schien nicht in Erfüllung gehen zu sollen, denn als der rasch hereinbrechende Abend sich auf die Landschaft herniederstürzte und nun der Vollmond sein ungewisses Licht darüber ausgoß, hatte sich noch kein Anzeichen gefunden, welches die Nähe einer Ansiedelung verraten hätte.

Ungeachtet seiner immer mehr zunehmenden Mattigkeit, zu der sich das Gefühl des Hungers gesellte, dachte der wackere Knabe noch nicht an den Rückweg, sondern schritt, seiner Müdigkeit nicht achtend, so rasch als er vermochte weiter.

Obgleich die von ihm gesuchte Estancia in der Nähe des Flusses liegen sollte, richtete José, nachdem er hier bis jetzt vergebens danach gesucht hatte, seine Schritte einer in nördlicher Richtung sich erhebenden Anhöhe zu, von deren Gipfel aus er einen Überblick über die Gegend zu gewinnen hoffte. Nachdem er dieses nächste Ziel erreicht hatte, sah er denn auch zu seiner Freude, daß er sich diesmal in seiner Erwartung nicht getäuscht habe.

Aufmerksam ließ er seinen Blick von der Höhe rings über das zu seinen Füßen sich ausdehnende, von dunklen Wald- und Gebüschgruppen unterbrochene Land schweifen, und wenn auch das über der Landschaft lagernde Dämmerlicht das Erkennen fernere Gegenstände nicht gestattete, so zeigte doch das Aufblitzen eines ferneren Lichtes, daß dort hinaus Menschen sich befinden mußten.

Mit einem jauchzenden Freudenrufe begrüßte José das ersehnte Zeichen und schritt dann mit frischer Kraft und vermehrter Schnelligkeit darauf zu.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde, während welcher das Licht seinen Augen wieder völlig entschwunden war, wurde er plötzlich durch lautes Hundegebell in seinem Marsche aufgehalten und zur Vorsicht gemahnt.

Er rief seinen Hund, welcher eine Strecke vorausgeeilt war, zu sich, um denselben nicht der Gefahr eines Kampfes mit, ihm in seinem jetzigen kraftlosen Zustande vielleicht überlegenen Gegnern auszusetzen, und wartete dann ruhig ab, was weiter geschehen werde.

Das Gebell kam rasch näher, und hinter einem großen zottigen Jagdhunde, welcher wenige Augenblicke später aus dem Schatten eines Gebüsches hervortrat, wurden zwei Reiter sichtbar.

Dieselben hielten, als sie die dunkle Gestalt des Knaben erblickten und den Lauf seiner Jagdflinte im Mondenstrahle blitzen sahen, ihre Pferde an.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier?“ rief einer der Weiden, indem er die vor ihm auf dem Sattel liegende Büchse erhob, um sich für den Fall eines Überfalls zur Verteidigung fertig zu machen.

„Ihr habt nichts von mir zu befürchten, Senor,“ entgegnete José. „Ich bin gekommen, ein Obdach für eine Kranke zu suchen, welche etwa eine Legua (dreiviertel Wegstunden) von hier unter freiem Himmel liegt.“

Die beiden Reiter, welche schon an der Stimme erkannt haben mochten, daß sie es hier mit einem Knaben zu thun haben, waren inzwischen näher gekommen und derjenige von ihnen, welcher ihn zuerst angerufen hatte, ließ sich nun das Nähere über die Kranke und den Ort, an welchem sich dieselbe befand, mittheilen.

Während José die ihm gestellten Fragen beantwortete, tauchte in geringer Entfernung eine Gruppe heller Gebäude auf, welche die kleine Gesellschaft binnen wenigen Minuten erreichte.

Der ältere der beiden Männer, welcher sich als der Besitzer der Estancia erwies, ein in den besten Jahren stehender Mann von vornehmen Manieren und freundlichem, gütigem Wesen, gab nun sogleich einigen Dienern den Auftrag, die Reisenden, deren Aufenthaltsort nach José's Angaben leicht zu finden war, zur Estancia zu holen. Er ordnete zugleich an, daß man für die Kranke eine bequeme Tragbahre mitnehme und ließ, während die Diener sich auf den Weg begaben, die zum Empfang der fremden Gäste erforderlichen Vorbereitungen treffen.

Der alte Mayordomo, dem Don Simon die Sorge für seine Gäste übertragen, hatte dieselben bald in einem gesonderten Teile des geräumigen Herrenhauses untergebracht. Sie genossen hier eine vollkommene Ruhe und wurden, da die Fenster des ihnen überlassenen Baues nach dem Garten hinaus lagen, durch das zur Zeit auf der Estancia herrschende lebhaftes Treiben nicht im geringsten berührt.

Die Krankheit der kleinen Manuela, welche jetzt, nachdem das arme Kind endlich zur Ruhe gekommen war, mit voller Gewalt

ausbrach, machte eine Fortsetzung der Reise für die nächste Zeit unmöglich und Donna Inez nahm deshalb die Einladung Don Simons, des Besitzers der Estancia, so lange es ihr gefalle, mit ihren Kindern auf der Estancia zu bleiben, mit dem Ausdrucke lebhaftesten Dankes an.

Don Simon schien sich nur wenig um seine Gäste zu kümmern. Er hatte dem Mayordomo Anweisung gegeben, dafür Sorge zu tragen; im übrigen schienen andere Dinge seine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch zu nehmen.

Die Diener Don Simons waren längst darüber einig, daß etwas ganz Besonderes im Werke sein müsse. Die Estancia, welche seit dem Tode der jungen Gemahlin Don Simons nur selten einmal einen Gast beherbergt hatte, wurde jetzt kaum mehr von diesen leer. Außer Don Felix, einem nahen Verwandten Don Simons, welcher bereits seit mehreren Wochen hier weilte, erschienen fast täglich neue Gäste zu vorübergehendem Besuche. Dabei war es ersichtlich, daß nicht der Wunsch nach Zerstreuung oder Unterhaltung die vielen Gäste hierher führe; der Zweck ihres Kommens schien vielmehr, wie deutlich aus der Art ihres Verkehrs mit Don Simon hervorging, ein sehr ernster zu sein.

Um das hier Erzählte, sowie die noch später kommenden Ereignisse zu erklären, ist es nötig, einen Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse Südamerikas zu werfen, namentlich aber auf die des Staates Venezuela, in welchem unsere Geschichte zunächst spielt.

Seit den Tagen, als Columbus die jenseits des Ozeans liegende neue Welt entdeckt und, als ob sich das von selbst verstände, für Spanien in Besitz nahm, hatte die Krone Spanien dies Land als eine Art milchende Kuh betrachtet, welche eigens von der Vorsehung für Spanien geschaffen sei. Man ging in dieser eigentümlichen Rechtsanschauung so weit, daß nicht allein der neue Erdteil mit seinen ursprünglichen Bewohnern als außerhalb des sonst in Spanien geltenden Rechtes stehend betrachtet wurde, sondern daß sogar die dorthin übersiedelnden Spanier mit der Zeit mancher Rechte, welche die Bewohner des spanischen Mutterlandes oder wie man besser sagen konnte, des spanischen Stiefmutterlandes besaßen, verlustig gingen.

Hierdurch, wie nicht minder durch das Willkürregiment habgütiger spanischer Statthalter, war schon längst eine allgemeine Unzufriedenheit in den Kolonien hervorgerufen. Die beim Übergange vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert Europa durchzuckende Freiheitsbewegung hatte dann auch hierher ihre Wellen getrieben und eine sich immer mehr ausbreitende Gährung verursacht, welche, als einige Jahre später der korsische Eroberer in Spanien einfiel und man dort nun genug mit sich selbst zu thun hatte, in fast allen Provinzen Südamerikas in Aufständen sich Luft machte.

Die trotz aller Ungunst der damaligen Verhältnisse noch immer bedeutende Macht der spanischen Regierung auf der einen, die Schläffheit und Uneinigkeit der Bewohner der Kolonien auf der andern Seite ließen es jedoch, nachdem die ersten freiheitlichen Regungen von den spanischen Statthaltern mit blutiger und grausamer Strenge unterdrückt waren, während einer geraumen Zeit zu keinem entscheidenden Vorgehen der Patrioten oder Independenten, wie die Aufständischen sich nannten, gelangen, da ihnen neben andern Erfordernissen zum Erzingen eines Erfolges auch ein geeigneter Führer fehlte, der im stande gewesen wäre, die Bewegung zu organisieren und die mannigfachen Interessen, Ansichten und Wünsche zu vereinigen.

Die Männer, welche bisher an der Spitze der Patriotenpartei in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, gestanden hatten, glaubten nun endlich einen solchen Führer in der Person ihres Landsmannes, des damals etwa sechsundzwanzigjährigen Simon Bolivar, gefunden zu haben und die zuvor erwähnten zahlreichen Besuche auf der Estancia Don Simons, in welchem der Leser den nachherigen Befreier Südamerikas vielleicht schon erkannt haben wird, hatten den Zweck, diesen zur Theilnahme an dem längst geplanten Aufstande zu bewegen, ohne daß Bolivar, welcher den geeigneten Zeitpunkt zum Losschlagen noch nicht für gekommen erachtete, sich trotz alles Bittens seiner Freunde zu einem übereilten Handeln hatte drängen lassen.

Der Kundschafter.

Es mochten etwa drei Wochen seit der Ankunft der am Eingange unserer Erzählung erwähnten Reisenden vergangen sein. Auf der Estancia war in den letzten Tagen wieder die frühere Ruhe eingelehrt. Auch Don Felix hatte die Estancia wieder verlassen und Don Simon, dem jene Besuche, so gern er sonst mit allen den alten Freunden verkehrt haben würde, doch diesmal nichts weniger als angenehm gewesen zu sein schienen, atmete sichtlich erleichtert wieder auf.

Der Tag war drückend heiß gewesen. Als die Sonne sich zum Horizonte neigte und die Hitze abzunehmen begann, ließ Bolivar sich sein Pferd satteln, um einen Spazierritt zu unternehmen.

Im Begriff, den Hof der Estancia zu verlassen, erblickte er seinen alten Mayordomo, welcher mit einem Körbchen voll Früchte aus dem Garten trat und zu der Wohnung der fremden Familie ging.

Bolivar, welcher jenen Teil seines Hauses seit der Ankunft der Fremden noch nicht betreten hatte und im Drange der Geschäfte es vergessen hatte, sich nach dem Befinden des kranken Kindes zu erkundigen, beschloß dieses bei seiner Rückkehr zu thun und sprengte mit diesem Vorsatze davon.

Der alte Mayordomo hatte sich unterdessen der äußeren Thür genähert und war eben im Begriff, durch dieselbe in den zu der eigentlichen Wohnung der Familie führenden Flur einzutreten, als er drinnen ein Geräusch vernahm, welches ihn veranlaßte, stehen zu bleiben. Kurze, in einer fremd klingenden Sprache hervorgestohene Ausrufe, heftiges Stampfen von Fußritten und dazwischen einzelne scharf klingende Schläge hätten einen wilden Kampf vermuten lassen können, wenn nicht die Annahme näher gelegen hätte, daß es sich hier nur um eine Übung handle.

Der Mayordomo zögerte noch einige Augenblicke und trat dann, als die Kämpfenden eine Pause machten, ein.

Er hatte sich in seiner Vermutung nicht getäuscht. Der Knabe stand bei seinem Eintritt mit vor Erregung gerötetem Gesicht und mit noch wogender Brust da, einen Säbel in der Hand haltend, während der alte Indianer mit einer etwa acht Fuß langen Stange

bewaffnet war, welche offenbar die Stelle eines Spießes vertrat. Das vergnügte Lächeln, welches auf seinem bronzefarbenen Gesichte spielte, bewies, daß er mit den Leistungen seines Zöglings zufrieden sei.

Der Mayordomo bat den Alten, die durch sein Eintreten verursachte Störung zu entschuldigen, und schritt dann weiter zu dem Zimmer, in welchem die Senora mit den Kindern sich befand.

Der freundliche alte Mann war hier bereits eine bekannte und gern gesehene Erscheinung. Diego, der jüngere der Knaben und die nun fast wieder genesene Manuela empfangen mit Jubel aus seiner Hand die herrlichen Orangen und Cherimoyen, welche er ihnen mitgebracht hatte und Donna Inez, welche gleichfalls wieder wohl ausjah, auf ihrem Gesichte aber noch immer die Spuren tiefen Kummers zeigte, drückte dem Alten dankbar die Hand.

Man hatte erst wenige Worte, welche sich auf die kleine Genesende bezogen, gewechselt, als die Thür sich öffnete und Guamanga auf der Schwelle erschien.

Er gab dem Mayordomo einen Wink, daß er mit ihm zu sprechen wünsche und zog sich dann rasch wieder zurück.

Der ernste, finstere Ausdruck in den Zügen des alten Indianers ließ den Mayordomo erkennen, daß es sich um eine Sache von Wichtigkeit handeln müsse. Er verabschiedete sich deshalb sogleich von Donna Inez und verließ das Gemach.

„Soeben ist ein fremder Mann auf der Estancia angelangt,“ flüsterte ihm Guamanga zu. „Lasset ihn nicht erfahren, daß wir hier sind. Sollte er es aber bereits wissen und mit Gewalt hier eindringen wollen, so wird er dieses Haus nicht lebend verlassen.“

Bei den letzten Worten hatte sich auf den sonst so gutmütigen Zügen des Alten der Ausdruck finstern Hasses gelagert und eine unheimliche Glut blitzte dem Mayordomo aus seinen Augen entgegen.

„Seid ohne Sorge, er wird Euch nicht belästigen,“ versetzte dieser und schritt dann schnell hinaus, um sich seinen Mann anzusehen.

Auf dem Platze vor dem Wohnhause hielt ein Reiter, welcher beim Erscheinen des Mayordomo grüßend den Hut zog und dann sein Pferd zu diesem hinlenkte.

Der Fremde war ein hagerer gelber Burjche mit einem ausgeprägten Spitzbubengesichte, in welchem alle bösen Leidenschaften sich spiegelten.

„Habe ich die Ehre, Don Simon vor mir zu sehen?“ fragte er in unterwürfigem Tone.

„Don Simon ist vor wenigen Minuten ausgeritten und wird vor Abend wohl kaum wieder zurückkehren,“ versetzte der Mayordomo.

„Vielleicht könnt Ihr mir dann in seiner Abwesenheit schon die Auskunft geben, deren Erlangung der Zweck meines Hierherkommens ist. Ich suche nämlich eine Frau, welche mit vier Kindern und einem alten indianischen Diener reist und welche nach den Mitteilungen, die man mir unterwegs gemacht hat, die Richtung hierher eingeschlagen hat.“

„Wir haben hier kein Passbureau,“ versetzte der Mayordomo barsch, „und hätten viel zu thun, wenn wir alle die Reisenden beobachten sollten, welche zufällig das Thal des Aragua berühren.“

„Ihr scheint mir verteufelt kurz angebunden, alter Grankopf,“ entgegnete der Reiter in spöttischem Tone. „Wenn Ihr mir aber keine Antwort geben wollt, so muß ich eben die Rückkehr Don Simons abwarten.“

„Daran kann ich Euch allerdings nicht hindern, thut das aber gefälligst außerhalb des Bereiches der Estancia, denn ich bin nicht gewohnt, hier jedem beliebigen Unbekannten Eintritt zu gestatten, besonders wenn man es mit Leuten zu thun hat, die ein so verdächtiges Aussehen haben wie Ihr.“

„Ihr habt Recht; ich vergaß Euch meinen Namen zu nennen. Ich heiße Kaverio Nunez und bin Teniente (Lieutenant) in der Armee des Königs Ferdinand VII.“

„Muß eine schöne Armee sein, deren Offiziere so aussehen wie Ihr,“ entgegnete der Mayordomo lachend, „und ich fürchte, unsere Hunde werden sich durch Euern angeblichen Titel nicht abhalten lassen, Euch ein Willkommen nach ihrer Art zu bereiten, wenn man Euch in fünf Minuten noch hier finden sollte. Wenn übrigens die Angelegenheit, welche Euch hierher geführt hat, so eilig ist, so werdet Ihr am besten thun, Don Simon entgegenzureiten. Ihr begegnet ihm vielleicht, wenn Ihr dort hinaus Euern Weg nehmt.“

„Ich werde Euerm Räte folgen und nicht verfehlen, Euerm Herrn zu berichten, welchen Esel von Diener er hat,“ entgegnete der Reiter, indem er sein Pferd umwandte und die Estancia in der von dem Mayordomo bezeichneten Richtung verließ, ohne zu ahnen, daß der vorsichtige Mayordomo ihn damit in den April schickte, da Bolivar, wie dieser recht wohl wußte, einen andern Weg gewählt hatte.

„Wenn der Bursche das ist, wofür er sich ausgiebt, so hat er in der That ein Recht, mich einen Esel zu nennen,“ murmelte der Mayordomo vor sich hin; „doch es ist so einstweilen am besten und während er in der Llano umherreitet, werde ich hoffentlich Gelegenheit haben, Don Simon meine Vermutungen mitzuteilen.“

Als Bolivar etwa eine Stunde später von seinem Spazierritte heimkehrte und soeben sein Zimmer wieder betreten hatte, klopfte es an seine Thür und auf seinen Ruf erschien der Mayordomo auf der Schwelle.

„Nun, was bringt Ihr mir?“ redete Bolivar den Alten mit der ihm eigenen gewinnenden Freundlichkeit an, welche ihm die Liebe aller derer erwarb, welche mit ihm in Berührung kamen.

„Während Ihrer Abwesenheit ist ein Mann angekommen, Senor, welcher Sie zu sprechen wünschte.“

„Ist man denn noch immer nicht müde geworden mich zu drängen,“ murmelte Bolivar sichtlich verstimmt.

„Ich glaube, daß es sich diesmal um eine andere Angelegenheit handelt, Senor,“ bemerkte der Mayordomo, welcher das volle Vertrauen seines Herrn besaß und deshalb in das, was diesen in jüngster Zeit bewegt hatte, eingeweiht zu sein schien.

„Nun — und was wünschte jener Mann?“

„Bestimmt kann ich es nicht sagen, Senor, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß sein Kommen mit der Anwesenheit der fremden Senora in Verbindung steht.“

„Also ein Verwandter?“ fragte Bolivar, welcher eben damit beschäftigt war, seine Reitstiefel auszuziehen.

„Kein Verwandter, Senor, sondern ein Feind.“

„Ein Feind?“ — fragte Bolivar mit dem Ausdruck lebhafter

Aufmerksamkeit. „So habe ich mich also in meinen Vermutungen nicht getäuscht; doch spricht, was wißt Ihr über die Senora?“

„Auch über sie weiß ich nichts Bestimmtes; denn weder die Senora, noch die Kinder oder der alte Diener haben bis jetzt auch nur ein Wort über Ziel oder Zweck ihrer Reise geäußert und ich habe deshalb auch nicht danach fragen wollen. Das hat mich aber nicht abgehalten, mir das meinige darüber zu denken.“

„Und zu welchem Ergebnis seid Ihr damit gekommen?“

„Der Sprache nach sind die Fremden nicht aus unserem Lande. Sie reden den Dialekt, welchen man an der Westküste spricht, und der ältere Knabe unterhält sich mit dem Indianer, wenn sie sich allein glauben, in einer der alten Volkssprachen, wie ich sie früher einmal im Hochlande von Quito gehört habe, auch der Umstand, daß sie mehr als wir hier von der Wärme leiden, sagt mir, daß sie in dem Hochlande ihre Heimat haben; ihr Benehmen aber hat mir längst die Überzeugung verschafft, daß sie sich auf der Flucht befinden.“

„Ich sehe,“ sagte Bolivar, „daß unsere beiderseitigen Ansichten über unsere Gäste sich begegnen. Ich habe seit dem ersten Tage ihrer Ankunft daselbe vermutet und deshalb nicht weiter gefragt, weil ich, so lange das spanische Regiment noch im Lande besteht, in meiner Stellung als Milizkapitän eigentlich genötigt bin, dergleichen Personen der Behörde anzugeben. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die spanische Behörde in Carracas mir trotz aller meiner Vorsicht mißtraut, und nur einen Vorwand sucht, um mich wie so viele andere, unschädlich zu machen; ich hätte deshalb gewünscht, daß die fremden Leute, welche ohne Zweifel Flüchtlinge sind, nicht zu uns gekommen wären. Da sich die Sache aber nun einmal nicht mehr ändern läßt, so müssen wir tragen, was daraus entsteht, denn ich werde eine Hilfsbedürftige, welche wahrscheinlich derselben Sache wegen leidet, die ich vertrete, nicht im Stiche lassen. Um die Frau mit gutem Gewissen schützen zu können, muß ich allerdings die Gewißheit haben, daß man sie aus politischen Gründen verfolgt und deshalb möchte ich, um die Senora zu schonen und nicht durch die Mitteilung, daß man sie sucht, zu erschrecken, den Indianer noch heute abend sprechen, um von ihm das Nötige zu erfahren.“

Wenige Minuten später trat Guamanga von dem Mayordomo begleitet in das Zimmer.

Das ernste Gesicht des Indianers verriet, daß er bereits wußte oder doch wenigstens ahnte, um was es sich handle.

„Wie ich höre, wißt Ihr bereits, daß man Eure Herrin hier sucht,“ redete Bolivar den Alten an. „Ich bin nicht abgeneigt, der Senora meinen Schutz gegen ihre Verfolger angedeihen zu lassen; um dieses zu können, muß ich zuvor wissen, weshalb man sie verfolgt.“

Guamanga überlegte geraume Zeit, bevor er eine Antwort gab und sein dunkles Auge hastete während dieser Zeit forschend auf dem Gesichte Bolivars, als ob er dessen Gedanken aus seinen Zügen hätte lesen wollen.

Der wohlwollende, Vertrauen erweckende Blick Bolivars schien endlich seine Bedenken besiegt zu haben.

„Werdet Ihr auch dann der Senora Euer Schutz gewähren, Senor,“ fragte er, „wenn ihr Verfolger im Namen des Königs kommt.“

„Unter Umständen auch dann,“ entgegnete Bolivar.

„Ich weiß zwar, daß Ihr ein Diener oder Beamter des Königs seid, Senor, zugleich aber weiß ich auch, daß Ihr ein braver und rechtlichdenkender Mann seid, der nicht wollen wird, daß man Unschuldige verfolgt, und für etwas bestraft, woran sie keine Schuld haben. So hört denn:

„Donna Inez ist die Witwe des Don Francisco Huanca, eines jener unglücklichen Bürger von Quito, welche wider alles Recht durch den Generalkapitän Don Ruiz de Castillo verhaftet und — da man ihnen auf dem Wege des Rechtes nichts anhaben konnte, auf das Anstiften jenes Mannes durch die spanischen Soldaten im Gefängnisse ermordet wurden, während man die Stadt Quito, um sie für die freiheitlichen Bestrebungen ihrer Bürger zu züchtigen, der Plünderung dieser rohen Horden preisgab.

„Nicht genug damit, Don Francisco getötet zu haben, streckte Don Ruiz seine Hand auch nach dem Leben der Söhne Don Franciscos aus, denn es war sein Wille, den Namen völlig auszulöschen. Don Francisco stammt nämlich von dem alten Nazifengeschlechte der

Huancas, der ehemaligen Herrscher von Quito, ab und er wie sein Sohn haben deshalb unter den Bewohnern des Landes noch einen großen Anhang, welcher mit Ungeduld auf den Augenblick wartet, wo er das verhaßte Joch König Ferdinands VII. abschütteln kann. Mit Hilfe dieser der Familie unbedingt ergebenen wackeren Leute ist es mir denn auch gelungen, die Senora mit ihren Kindern bisher allen Nachstellungen und Verfolgungen zu entziehen und das Land ungefährdet zu verlassen. Das Ziel unserer Reise ist die Stadt Porto Cruz auf der Insel Curacao, wo ein Bruder Don Franciscos wohnt und wo die Senorita unter dem Schutze der niederländischen Behörden Sicherheit zu finden hofft. Daß man den Schurken Munez auf unsere Spur gesandt hat, ist wohl aus dem Grunde geschehen, weil derselbe einen persönlichen Haß gegen die Huancas hegt, den er auf diese Weise gleichzeitig befriedigen kann, während er sich nebenher noch den für die Verhaftung der Familie ausgesetzten Preis verdient.“

„Vorläufig wird er noch auf das Eine wie auf das Andere verzichten müssen,“ versetzte Bolivar, „denn ich werde die Senorita trotz seines königlichen Befehls nicht ausliefern, sondern ihr behilflich sein, das von Euch angegebene Ziel zu erreichen.“

„Gott segne Euch für dieses Wort,“ sprach Guamanga, indem er sich vor Bolivar auf die Knie warf, dessen Hand ergriff und an seine Stirn drückte. „Ich danke Euch dafür im Namen des Volkes von Quito, dem der Name des Mannes nicht verborgen bleiben soll, dessen Hochherzigkeit es die Rettung der Nachkommen seiner alten Herrscher verdankt.“

Am andern Morgen stellte sich schon in früher Stunde der Teniente Munez auf der Estancia wieder ein. Wie vorauszusehen war, hatte er den von ihm Gesuchten verfehlt, war dann mehrere Stunden lang in der Dunkelheit zwischen den Brüchen des Aragua umhergeritten und hatte schließlich hungrig sein Lager unter freiem Himmel aufschlagen müssen. Er befand sich infolge dessen in sehr schlechter Laune und führte sich dadurch bei dem Estanciero ein, daß er in zornige Verwünschungen gegen den Mayordomo ausbrach.

Ruhig lächelnd hörte Bolivar den Bolterer, der sogleich den rohen, anmaßenden Soldaten verriet, an.

„Ich würde das Verfahren meines Mayordomo unerklärlich finden,“ versetzte er dann, „wenn Ihr eigenes Benehmen mir nicht den Schlüssel dazu lieferte und ich kann Ihnen deshalb nur sagen, daß ich sein Verfahren vollkommen billige.“

In diesem Augenblicke ließen sich vom Hofe der Estancia her eilige Hufschläge vernehmen, die jedoch von den beiden Männern nicht beachtet wurden.

„Als ich die Estancia des Capitano Bolivar betrat,“ versetzte Munez, hegte ich die Hoffnung, hier einen loyalen Unterthan Seiner Majestät König Ferdinands VII. zu finden, der sich außerdem der Pflichten, die ihm als spanischem Milizoffizier obliegen, erinnern werde. Da dieses, wie es scheint, nicht der Fall ist, so muß ich anders gegen Sie auftreten, als es anfangs meine Absicht war. Nach den von mir eingezogenen Nachrichten befindet sich eine Dame in Ihrem Hause, auf deren Habhaftwerdung die Regierung einen Preis gesetzt hat. Ich trage den von dem königlichen Generalkapitän zu Quito ausgestellten Verhaftsbefehl, welcher nach einem jüngst zwischen den einzelnen Provinzialregierungen getroffenen gegenseitigen Abkommen auch für Venezuela seine Gültigkeit hat, in der Tasche.“

„Sie haben bisher vergessen, mir zu sagen, um wen es sich denn überhaupt handelt.“

„Die Frau, welche ich suche und zu verhaften gekommen bin, ist die Witwe des wegen Hochverrats in Quito hingerichteten Rebellen Don Francisco Guanca.“

„Und welches ist das Verbrechen, dessen man sie anklagt und dessen wegen man es für der Mühe wert hält, sie dreihundert Leguas weit zu verfolgen?“

„Darum haben wir uns nicht zu kümmern, Senor Capitano.“

„Dennoch wünsche ich es zu erfahren, bevor ich mich entscheiden kann, ob ich die Senora Ihnen ausliefere oder auch ferner in meinen Schutz nehme.“

„Verlieren wir unsere Zeit nicht mit unnötigen Redensarten,“ fuhr Munez fort, „denn ich bin, wie Sie selbst begreifen werden, nicht dreihundert Leguas weit hergekommen, um hier die Ansicht des

Capitano Bolivar über die Rechtsgültigkeit eines in aller Form ausgestellten Haftbefehls kennen zu lernen und fordere Sie deshalb kraft meines Auftrages und im Namen Seiner Majestät König Ferdinand VII. —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Mayordomo trat eilig mit einem Briefe in das Zimmer.

„Entschuldigt, Senor, daß ich störe. Soeben ist ein Eilbote von Don Felix Ribas aus Carracas mit diesem Briefe eingetroffen.“

Schnell hatte Bolivar den Brief ergriffen und den Umschlag entfernt, worauf er eifrig zu lesen begann.

Nachdem er das ziemlich umfangreiche Schreiben durchlesen hatte, faltete er den Brief wieder zusammen und wandte sich dann an Munez.

„Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, Senor,“ sagte er mit einem etwas spöttischen Lächeln, „daß Sie mit Ihrem Verhaftsbefehl zu spät bei mir eingetroffen sind; denn ich erhalte soeben die Nachricht, daß man am 5. Juli, also vorgestern, in Carracas die Republik ausgerufen und sich von der Herrschaft Ferdinands VII. losgesagt hat, dessen Befehle also für uns keine Gültigkeit mehr haben.“

Munez fuhr bei dieser Mitteilung zusammen und sein gelbes Gesicht nahm vor Schrecken eine graue Färbung an.

„Ihre Mitteilung, Senor,“ sprach er dann, „wird mich nicht abhalten, selbst nach Carracas zu reiten, um mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, was an Ihren Worten wahres ist, um danach meine Maßregeln zu treffen. Mag aber auch für einen Augenblick vielleicht die Revolution den Sieg über die Ordnung davontragen, so gebe ich mich doch der festen Hoffnung hin, daß die Stunde nicht fern ist, in welcher der ehemalige Capitano der Milizen Seiner Majestät König Ferdinands VII. für den Triumph, den er in dieser Stunde zu feiern glaubt, wird büßen müssen.“

Spornklirrend schritt er dann an Don Simon vorüber, der ihm lächelnd nachsah und sprengte wenige Minuten später über den Hof.

Zwei alte Bekannte.

Am westlichen Ufer des Aragua, etwa zehn Leguas von der Estancia San Mateo entfernt, hatte am Abend des Tages, an welchem dort die Kunde von der Erhebung der Patrioten in Carracas eingetroffen war, ein Reitertrupp sein Nachtquartier aufgeschlagen.

Die Gleichmäßigkeit der Kleidung und Bewaffnung der sechs Männer, sowie das an ihren Lanzen und breitrandigen Strohhüten befindliche gelb-rote Feldzeichen ließ in ihnen Soldaten der spanischen Armee erkennen.

Der Führer der kleinen Schar, ein etwa im Anfang der Dreißig stehender Mann von kräftiger, untersehter Gestalt, der die Abzeichen eines Capitano (Hauptmann) trug, ruhte auf einem Mantel ausgestreckt an dem im Schutze des dichten Ufergebüsches angezündeten Feuer und ließ, während seine Reiter mit den Vorbereitungen zu einer Abendmahlzeit beschäftigt waren, behaglich den Rauch einer Cigarette in die Luft steigen. Der rote Schein des Feuers fiel dabei voll auf sein Gesicht, welches neben dem Ausdruck der Kühnheit und Entschlossenheit zugleich den der Roheit und Grausamkeit zeigte, so daß es ungeachtet seiner ziemlich regelmäßigen und an sich nicht unshönen Züge einen fast abschreckenden Eindruck gewährte.

Die Ruhe des Capitano wurde jetzt durch das laute „quien vive?“ (wer da?) der ausgestellten Schildwache unterbrochen; dann hörte man von dem Posten und dem von ihm Gestellten einige Fragen und Antworten austauschen und nachdem der dem Lager sich Nähernde die nötige Auskunft über sich gegeben hatte, sah der Capitano drei fremde Reiter sich demselben nähern.

Als sie neben dem Feuer angelangt waren, schwang sich der vorderste von ihnen aus dem Sattel und schritt auf den Capitano zu.

„Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Señor Capitano,“ sprach der Mann, an seinen Strohhut greifend. „Mein Name ist Xaverio Núñez, Teniente vom Regiment de la Torre.“

„Euer Regiment muß in einer vertheufelt schlechten Gegend liegen, denn Ihr seid verdammt mager geworden, seit ich Euch nicht gesehen habe,“ unterbrach der Capitano die Vorstellung.

„Ei zum Kuckuck!“ rief Nunez, indem er rasch einen Schritt näher trat und den vor ihm Liegenden genauer ansah — „Thomas Boves — Ihr seid es? — ich hätte Euch gleichfalls nicht wieder erkannt, wenn Eure Stimme mir nicht auf die Spur geholfen hätte. Nun, es sind in der That auch fast zehn Jahre verflossen, seit wir uns nicht gesehen haben, und Ihr scheint in der Zeit Glück gehabt zu haben, indem Ihr den Sergeant mit dem Kapitän vertauscht habt.“

„Bei Euch scheint es allerdings mit dem Avancement etwas langjamer gegangen zu sein. Doch Ihr nanntet mir eben ein Regiment, welches ich nicht kenne. Wo steht Ihr denn eigentlich?“

„In Quito, Senor Capitano. Was Ihr vom Avancement sagtet, hat leider nur zu sehr seine Berechtigung. Ich hatte gehofft, mir bei der Expedition, auf der ich mich augenblicklich befinde, endlich das Kapitänspatent zu holen; doch die Sache ist schief gegangen und es ist nichts damit.“

Auf Boves Frage berichtete Nunez den Zweck seines Rittes und erzählte dann, was ihm auf der Estancia widerfahren war.

„Ha!“ rief Boves, „so hat der Schurke also doch endlich seine Farbe gezeigt. Man hat ihn in Carracas längst im Verdacht gehabt, daß er es heimlich mit den Independenten halte und hätte ihn deshalb, da er einer der an Gütern und Einfluß reichsten und dabei angesehensten Mantuanos (Bezeichnung des Creolenadels) des Landes ist, schon längst unschädlich gemacht, wenn man ihm irgend etwas hätte am Zeuge flicken können; doch der Fuchs ist zu schlau, als daß er sich so leicht fangen ließe und er hat erst den Ausbruch der Revolution abwarten wollen, bevor er mit seiner Farbe an das Licht getreten ist. Nun allerdings wird er, da er ein ebenso energischer als intelligenter Bursche ist, wie ich nicht zweifle, bald an der Spitze der Bewegung stehen und uns noch viel zu schaffen machen.“

„So ist das, was er mir über die Vorgänge in Carracas berichtete, also wahr?“ fragte Nunez.

„Leider ist es so; wir haben dort vorläufig nichts mehr zu erwarten, da die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sich der Erhebung angeschlossen hat, die, wie ich mich überzeugt habe, rasch an Ausdehnung gewinnt. Unsere Behörden sind noch obendrein Schlafmützen, welche nicht das thun, was ihnen obläge und ich

fürchte, daß, wenn wir nicht bald nachhaltige Hilfe von der Regierung in Madrid bekommen, die Sache des Königs überhaupt verloren ist."

"Und was gedenkt Ihr zu thun?"

"Ich bin auf dem Wege nach San Fernando de Apure, um, bevor man dort auf anderem Wege Kunde von den Vorfällen in Carracas erhält, General Cagigal von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, damit er rechtzeitig seine Maßregeln ergreifen kann, und wenn es auch dort schieß gehen sollte, weiß, wohin er sich mit seinen Truppen zu wenden hat."

"Ihr seid wahrhaftig zu beneiden," sagte Nunez, "der jetzt unvermeidliche Kampf wird Euch neue Gelegenheit zu weiterem Avancement bieten, während bei uns nichts derartiges zu erwarten ist, da den Independenten seit dem verunglückten Versuche am zweiten August vorigen Jahres die Lust zu einer neuen Erhebung ein für allemal vergangen zu sein scheint."

"Nun, so bleibt doch in Venezuela und benützt so die gute Gelegenheit, die Euch hier geboten ist. Jede Hilfe ist uns jetzt hier willkommen und niemand wird deshalb daran denken, zu fragen, woher Ihr gekommen seid, während man Euch bei Euerm Regiment für tot halten und nicht lange nach Euch suchen wird. In der Wildnis, die sich zwischen hier und den Bergen von Quito ausdehnt, ist schon so mancher spurlos verschwunden, daß Euer Ausbleiben kaum auffallen kann. Hier werdet Ihr in wenigen Wochen schon das Kapitänspatent verdient haben, worauf Ihr sonst vielleicht noch lange hätten warten müssen."

Nunez bedurfte nur weniger Augenblicke, um seinen Entschluß zu fassen.

"Ich bin der Eure," sprach er, dem Capitano seine Hand reichend, "und stelle mich einstweilen mit meinen beiden Leuten unter Euern Befehl."

"So wäre das abgemacht," versetzte Boves; "lasset Eure Leute die Pferde abzümen und macht es Euch bequem." —

Wenige Minuten später hatten die Leute des Capitano ihre Vorbereitungen zum Abendessen beendet; die am Feuer gerösteten Fleischstücke wurden verteilt und die nun beginnende Mahlzeit nahm

für die nächste Zeit die Aufmerksamkeit aller, mit Ausnahme etwa des Teniente, vollkommen in Anspruch.

Dieser schien, während er sich mehr mechanisch mit dem Rauen des zähen Fleisches beschäftigte, mit seinen Gedanken wo anders zu sein und war denn auch der erste, welcher die eingetretene Stille unterbrach.

„Es ist mir da eben ein Gedanke gekommen,“ begann er, „dessen Ausführung sowohl für uns als für die Sache, der wir dienen, von Wert sein würde.“

„So laffet hören, was es ist,“ versetzte der Capitano.

„Ihr erwähntet zuvor, daß Don Simon Bolivar ein Mann sei, dessen Beteiligung an der Revolution für deren Fortgang nicht ohne Bedeutung sein werde. Was haltet Ihr davon, wenn wir diesen Mann in aller Stille aufhoben und als Gefangenen mit uns nach San Fernando führten. Die Überlieferung eines solchen Gefangenen würde uns beiden hoch angerechnet werden. Zugleich aber würde sich der Fang, wenn Don Simon so reich ist, wie Ihr jagtet, auch in anderer Hinsicht lohnen und wir könnten uns den Preis für unsere Mühe auf alle Fälle gleich vorweg nehmen. Mit ihm gelangte gleichzeitig die Witwe des Rebellen Juanca in unsere Gewalt und ich bin fest überzeugt, daß diese auch nicht mit leeren Händen gekommen ist.“

„Euer Plan scheint in der That nicht übel und ich bin bereit, die Sache zu unternehmen. Wie weit schätzt Ihr die Entfernung bis zur Estancia?“

„Sobald unsere Pferde sich etwas geruht haben, können wir denselben in etwa vier Stunden zurücklegen, zumal bei diesem herrlichen Mondschein, welcher es fast unmöglich macht, den Weg zu verfehlen, da wir uns nur in der Nähe des Flusses zu halten brauchen, um zu unserem Ziele zu gelangen.“

„So laffet uns jetzt einige Stunden schlafen. Wenn wir um Mitternacht aufbrechen, so gelangen wir noch vor der Morgendämmerung an Ort und Stelle. Das ist auch gerade die Zeit, zu der die Bewohner der Estancia im festesten Schlafe liegen werden, ein Umstand, den wir besonders zu berücksichtigen haben, denn wenn man uns zu früh bemerken sollte, so könnten wir gegenüber den

Peons und Vaqueros Don Simons leicht einen schweren Stand bekommen.“

„Ihr glaubt doch nicht, daß diese Burschen zehn gut bewaffneten Männern gegenüber ernstlichen Widerstand leisten würden?“

„Ich glaube das nicht nur, sondern ich bin sogar fest davon überzeugt. Ihr dürft unsere Planeros nicht mit den gutmütigen Bewohnern Euerer Berge vergleichen; ich sage Euch, daß diese Burschen sich im Kampfe selbst vor dem Teufel nicht fürchten. Ich hege deshalb auch die Überzeugung, daß der schließliche Erfolg des Aufstandes von dem Umstande abhängig sein wird, wie die Bewohner der Planos sich dazu stellen werden.“

Nachdem der Wachtposten abgelöst worden war und der Capitano der neuen Wache den Befehl gegeben hatte, das Lager um Mitternacht zu alarmiren, überließ man sich der Ruhe, und kurze Zeit später befand sich bereits alles in festem Schlafe.

Ein nächtlicher Überfall.

Der Vollmond hatte nahezu seinen nächtlichen Lauf vollendet und die von den hohen, dichtbelaubten Wipfeln riesiger Mangobäume umgebene Estancia lag, während draußen die offene Llano noch von hellem Mondschein übergossen war, bereits in tiefem Schatten.

Erst jetzt, kurz vor dem Anbruche des neuen Tages, schien für die Natur die Stunde der vollen Ruhe gekommen zu sein; kein Lüftchen regte sich in den Wipfeln; selbst der melodische Ruf der wachsamem Nachtschwalbe war verstummt und nur ein einzelnes matt erhelltes Fenster an der Rückseite des Herrenhauses der Estancia ließ erkennen, daß dort noch jemand wache.

Hinter diesem Fenster lag die kranke Manuela in unruhigen Fieberträumen und neben ihrem Lager saß schon seit langen Stunden regungslos, gleich einem Steinbilde, die dunkle Gestalt des alten Indianers, der mit der Sorgsamkeit einer Mutter die Atemzüge seines kleinen Lieblings bewachte.

Wer ihn so da sitzen gesehen hätte, würde ihn für einen Schla-

fenden gehalten haben, denn er hatte sein graues Haupt geneigt und seine Lider gesenkt. Wenn aber auch das Auge geschlossen war, so befand sich dafür sein Geist um so lebhafter in Thätigkeit, und die Aufmerksamkeit, welche er den raschen ängstlichen Atemzügen der kleinen Kranken widmete, hinderte ihn nicht, zugleich einen leise aus der Ferne herdringenden Ton zu vernehmen, welcher das Herannahen von Reitern verkündete.

Geräuschlos erhob er sich von seinem Sitze und trat an das Fenster, durch welches er aufmerksam in die stille Nacht hinaushorchte.

Es bedurfte für ihn nur wenige Augenblicke, um Gewißheit über das zu erlangen, was er nicht allein vermutet, sondern sogar seit dem Augenblicke, an welchem er den Teniente Runez die Estancia verlassen sah, mit ziemlicher Sicherheit erwartet hatte. Nur daß seine Erwartung sich so bald schon bestätigen würde, hatte er nicht gedacht und er schloß hieraus, daß Runez unerwartet hier in der Wildnis einen Bundesgenossen gefunden haben müsse.

Mit unhörbaren Schritten verließ er das Gemach und begab sich eben so leise durch die Gänge des Hauses dahinschreitend zu dem Schlafzimmer des Mayordomo.

Sein Ruf hatte diesen bald ermuntert, und ob der unerwarteten Störung erschreckt, richtete er sich schnell von seinem Lager auf.

„Was giebt's?“ fragte er mürrisch, als er den Indianer vor sich stehen sah.

„Ich höre Reiter herankommen, Senor, und glaube, daß es gut wäre, wenn wir Don Simon und seine Leute weckten, damit sie sich zum Empfang der fremden Gäste vorbereiten.“

„Ihr werdet Euch getäuscht haben, denn wer sollte jetzt, mitten in der Nacht, zu uns kommen?“

„Wenn Ihr an das Fenster treten wollt, so werdet Ihr Euch überzeugen können, daß ich mich nicht getäuscht habe; die Nacht ist so still, daß man von Zeit zu Zeit das Schnauben der Pferde hören kann, wie auch dann und wann einzelne Hufschläge.“

„Aber was sollte man zu dieser Stunde bei uns wollen?“ fragte der Mayordomo, indem er sich rasch in seine Kleider warf.

„Wir werden es bald erfahren; doch wer in der Nacht kommt,

pflegt selten Gutes zu bringen," versetzte Guamanga. „Wer jene Reiter sind, kann ich natürlich nicht wissen, daß aber der Teniente Rumez sich unter ihnen befindet, scheint mir gewiß.“

Guamanga kehrte hierauf in das Krankengemach zurück, löschte dort das Licht und begab sich dann zu der Kammer, in welcher José schlief, um diesen gleichfalls zu wecken.

„Ist Manuela kränker geworden?“ fragte der Knabe bestürzt.

„Nein,“ versetzte der Alte, „sie schläft und ich glaube, daß sie sich etwas besser befindet, denn das Fieber hat eher ab- als zugenommen. Mein Kommen hat einen andern Grund. Ich vermute, daß der Schurke Rumez mit einigen seiner Verbündeten in der Nähe ist. Stehe deshalb auf und bringe deine Waffen mit, denn es kann sein, daß wir uns verteidigen müssen. — Ha, da sind die Schurken schon —“ rief er, schnell sich zur Thür wendend.

Man vernahm jetzt von dem Hausgange her rasche, laute Tritte und den Schall einer Anzahl von Stimmen, sowie das Getöse von Waffen; der Feind befand sich also schon im Hause.

Guamanga und José, welcher nur Zeit gehabt hatte, in seine Beinkleider zu schlüpfen, eilten, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, hinaus und sahen, als sie den Schall jener Stimmen folgten, zwei Männer, in deren einem sie den Schurken Rumez erkannten, in der Thür zu dem hell erleuchteten Wohnzimmer Don Simons verschwinden.

Wenige Augenblicke später hatten auch Guamanga und sein Begleiter die Thüre erreicht.

Bolívar stand bei ihrem Eintritt halb angekleidet, mit einer Pistole in der Hand, in der Thür zu seinem an das Wohnzimmer anstoßenden Schlafgemach, während Rumez und sein Begleiter, welche ihm gegenüberstanden, den beiden Eintretenden den Rücken zuwandten.

Raum hatte der Indianer den Todfeind der Familie seiner Herrin erkannt, als er sich mit einem wilden Kampfrufe auf ihn stürzte.

Rumez wandte sich beim Laut dieser Stimme rasch um und feuerte seine Pistole auf Guamanga ab. Der in der Eile schlecht gezielte Schuß ging jedoch vorbei und bevor Rumez den Angriff seines Gegners mit seinem Säbel zu parieren vermochte, sank er bereits von der Waffe Guamangas getroffen, blutend zu Boden.

Jetzt wandte sich auch Boves, denn dieser war der Begleiter des Teniente, gegen den Indianer und es begann nun ein hitziger Kampf zwischen beiden.

Boves, ein noch junger kräftiger Mann, war seinem Gegner an Schnelligkeit der Bewegungen, wie an Körperkraft entschieden überlegen. Guamanga verstand dafür aber seine Waffe geschickter zu führen als der Capitano und der Ausgang des Kampfes hätte deshalb noch lange zweifelhaft bleiben können, wenn nicht Guamanga bei einem abermaligen hitzigen Ausfall gegen seinen Gegner in dem am Boden befindlichen Blute ausgeglitten und niedergefallen wäre.

Mit einem wilden Triumphgeschrei stürzte sich nun der Capitano auf seinen jetzt hilflosen Gegner, um demselben den Garaus zu machen, als José, welcher bis jetzt vor Schrecken starr an der Thür gestanden hatte, herbeieilte, um seinem alten Freunde Beistand zu leisten.

Boves empfing den neuen Gegner mit einem lauten Hohn-
gelächter.

„Wart Bürschchen,“ rief er, „dich werde ich mit der flachen Klinge fuchteln,“ und er schien in der That mit einem gewissen Übermut diese Drohung ausführen zu wollen. Sehr bald schon erkannte er jedoch, daß der Knabe ein nicht ganz zu verachtender Gegner sei.

Inzwischen war auch Bolivar, welcher eingesehen hatte, daß er von seiner Pistole keinen Gebrauch machen könne, ohne zugleich seine Freunde zu gefährden, mit einem Säbel auf dem Kampfsplatz erschienen und Boves wollte sich eben gegen den neuen Gegner wenden, als ein Hieb José's seine Stirn traf und ihn, da das heftig hervorquellende Blut ihn am Gebrauch seiner Augen verhinderte, für die nächste Zeit vollkommen kampfunfähig machte.

„Sie sind mein Gefangener, Capitano,“ sprach Bolivar, „oder vielmehr der dieses Knaben hier, dem Sie deshalb Ihre Waffen zu übergeben haben.“

Wutschnaubend schleuderte Boves seinen Säbel von sich, während er mit der Linken vergebens das Blut aus seinen Augen zu wischen versuchte.

Als Guamanga, nachdem er sich von seinem Falle erhoben

hatte, sah, daß die Entscheidung bereits erfolgt und sein Gegner vorläufig unschädlich gemacht sei, verließ er rasch das Gemach und eilte zur Hausthüre, um diese zu schließen, denn es war ihm während des Kampfes nicht entgangen, daß auf dem Hofe gleichfalls gekämpft wurde.

Sobald er die weit offenstehende Thür geschlossen hatte, trat er in ein nächst derselben befindliches Zimmer, öffnete das zum Hofe hinausführende Fenster und gebot den dort Kämpfenden mit lauter Stimme Einhalt.

„Euere Offiziere sind in unserer Gewalt,“ rief er den Soldaten hinab, „und wenn Ihr nicht sogleich die Waffen streckt, werden wir sie auf der Stelle töten.“

Die Soldaten, welche ohne Führer den gewandten und kräftigen Baqueros (Biehknechten) gegenüber einen sehr schweren Stand hatten, säumten nicht, der Aufforderung Guamangas Folge zu leisten und so war denn auch hier nach wenigen Minuten der Friede völlig wiederhergestellt.

Laute, gegen die Hausthür geführte Schläge riefen Guamanga jetzt wieder dorthin.

Auf seine Frage, wer draußen sei, vernahm er die Stimme des Mayordomo.

„Ihr sagtet soeben, daß sich welche von den Schurken hier im Hause befänden, wie ist das aber möglich und wie sind sie hinein gelangt?“

„Nichts einfacher als das,“ versetzte Guamanga. „Nunez und noch ein zweiter Mann sind durch die Thür gekommen, welche Ihr selbst, als Ihr hinausgegangen seid, um die Baqueros zu wecken, vergessen habt, wieder zu schließen.“

„Teufel!“ brummte der Mayordomo, „daß ich das auch vergessen mußte, da hätte ich in der That etwas Schönes anrichten können.“

Als die beiden Männer sich zu dem Gemache begaben, welches wenige Minuten zuvor der Schauplatz des Kampfes gewesen war, fanden sie außer Bolivar und José nur noch den schwer verwundet am Boden liegenden Nunez. Der Capitano dagegen hatte einen Augenblick, in welchem man ihn unbeachtet gelassen hatte, benutzt,

um aus einem nicht allzu hoch vom Boden entfernten Fenster auf den Hof hinabzuspringen und war unter dem Schutze der Dunkelheit in den nahen Wald entflohen.

Der Mayordomo schlug vor mit den Hunden Jagd auf den Flüchtling zu machen. Bolivar wollte jedoch nicht darauf eingehen. „Seien wir froh, daß wir den Schurken auf diese Weise losgeworden sind,“ sagte er; „ich wüßte in der That nicht, was wir mit ihm hätten anfangen sollen; wir werden ohnehin mit jenem da, der mir noch nicht ganz tot zu sein scheint, genug zu thun bekommen. Lassen wir deshalb jenen ebenso wie seine Leute ruhig abziehen, ich hoffe, daß ihre Rolle hier im Lande ein- für allemal ausgespielt ist. Den Verwundeten,“ wandte er sich an den Mayordomo, „lassen Sie in eines der leerstehenden Zimmer bringen und sehen Sie nach seinen Wunden. Wenn der Bursche auch nicht viel besser als ein gemeiner Räuber zu sein scheint, so müssen wir doch, so lange er noch lebt, sehen, was sich für ihn thun läßt.“

Der Schreckenstag von Carracas.

Wenige Wochen nach dem in dem letzten Abschnitte geschilderten Vorgange hatte Bolivar seine stille Estancia verlassen, um sich der republikanischen Regierung zur Verfügung zu stellen, von welcher ihm das Kommando über die kleine, an der Nordküste des Landes gelegene Festung Porto Cabello übertragen war.

Kurze Zeit später nahm auch Donna Inez mit ihren Kindern von der Estancia, die den Flüchtlingen eine zweite Heimat geworden war, Abschied, um nach Carracas überzusiedeln. Der ursprüngliche Plan, nach der Insel Curacao zu gehen, hatte infolge der jüngsten Ereignisse eine Änderung erfahren, denn da Carracas den Flüchtlingen jetzt dieselbe Sicherheit gewährte, welche man auf Curacao zu finden gehofft hatte, so gab Donna Inez ihrer Kinder wegen der mit zahlreichen Schulen versehenen Stadt vor der einsamen entlegenen Felseninsel den Vorzug.

Donna Inez, welche, wie der Teniente richtig vermutet hatte, keineswegs ohne Hilfsmittel war, bewohnte ein zwar nicht sehr großes,

aber bequem eingerichtetes und freundlich gelegenes Haus, welches, wie die meisten Häuser der reichen Creolen, eine kleine Welt für sich bildete.

In den meisten Gegenden Südamerikas pflegt man nämlich der häufigen Erdbeben wegen die Häuser nur einstockig zu bauen und ihnen, um dennoch die erforderliche Anzahl von Wohnräumen zu gewinnen, dafür eine um so größere Ausdehnung zu geben. Man bewirkt dieses dadurch, daß man gleichsam vier Häuser nach Art der altrömischen Wohnungen so zusammensetzt, daß in der Mitte zwischen ihnen ein freier Platz bleibt, welcher während des Tages der Familie als Aufenthaltort dient. Dichtbelaubte Bäume und wo es sein kann, ein plätschernder Springbrunnen, schaffen zugleich Schutz gegen die Sonnenstrahlen und erfrischende Kühle.

Hier auf dem schattigen Hofe war auch heute am Gründonnerstage der Osterwoche die Familie Huanca versammelt und die Festtagskleidung von Mutter und Kindern ließ erraten, daß man im Begriff sei, die Nachmittagsmesse zu besuchen, zu der bereits die Glocken von den Kirchtürmen riefen.

Donna Inez hatte sich gerade zum Weggehen von ihrem Rohrjessel erhoben, als Guamanga eilig aus dem Hause unter die Bäume trat.

„Ich halte es für besser, Senora,“ sagte er, „daß Ihr heute nicht zur Messe geht, denn ich habe soeben gesehen, daß Rumez, von welchem wir glaubten, daß er über alle Berge sei, sich hier in der Stadt befindet. Vielleicht weiß er bis jetzt noch nicht, daß Ihr hier seid und es ist in diesem Falle gut, ihn in seiner Unkenntnis zu lassen. Wenn er Euch oder eins der Kinder sähe, so würden wir aufs neue seinen Nachstellungen ausgesetzt sein und wenn wir auch offene Gewalt hier nicht von ihm zu befürchten haben, so könnte er doch leicht im Geheimen Unheil genug anrichten.“

„Ich danke Euch für die Mitteilung,“ versetzte Donna Inez, „und werde, wenn Ihr es für besser haltet, heute mit den Kindern zu Hause bleiben; hoffentlich wird der böse Mensch, der ja hier am Sitze der republikanischen Regierung doch keinen festen Halt finden kann, nicht lange in der Stadt weilen.“

„Es ist seltsam,“ fuhr Donna Inez dann zu José gewandt

fort, „wie man eine Gefahr gleichsam vorempfinden kann. Schon seit mehreren Stunden habe ich ein seltsam drückendes Gefühl gehabt, ohne mir den Grund desselben erklären zu können.“

„Diesmal täuschest du dich, Madrecito (Mütterchen),“ versetzte José lächelnd, „indem du zwei Dinge in Verbindung mit einander bringst, die nichts miteinander zu thun haben. Jenes Angstgefühl hängt, wie ich glaube, mit der drückenden Spannung der Luft zusammen, die auch ich schon seit einiger Zeit empfunden habe und die, wie ich glaube, ein bevorstehendes Gewitter anzeigt.“

„Hört Ihr's — da donnert es schon!“ rief in diesem Augenblicke die nun wieder in voller Gesundheit strahlende Manuela.

José sowohl als seine Mutter, welche ebenfalls den Laut vernommen hatten, waren bleich geworden.

„Das ist kein Donner,“ sprach José — „wenigstens nicht das, was man gewöhnlich unter Donner versteht; jener schaurige Ton kommt aus der Tiefe der —“

Er vollendete nicht, denn die folgenden Worte erstarben in einem ohrenbetäubenden Krachen. Gleichzeitig begann der Erdboden zu schwanken, so daß José sowohl als Donna Inez unwillkürlich mit den Händen an den nächststehenden Bäumen einen Halt suchten, während Manuela und ihr jüngerer Bruder mit lauten Angstrufen zur Mutter flüchteten.

Das Schwanken des Bodens, welches sich bald in ein sanftes Schaukeln verwandelte, bald den Charakter rascher, heftiger Stöße annahm, war von einem anhaltenden Donnergekrach begleitet, von dem es unmöglich war zu sagen, ob es aus der Erde oder aus der Luft komme. Gleichzeitig verwandelte sich der Tag in Nacht und ein dichter Staub, welcher das Atmen erschwerte, erfüllte die Luft.

Nach Verlauf von etwa einer Minute trat endlich eine verhältnismäßige Ruhe ein. Die Schwankungen des Bodens hatten aufgehört und wenn auch noch von Sekunde zu Sekunde aus der Ferne ein dumpfes, unheimliches Poltern gehört wurde, so konnte dasselbe doch mit dem anfänglich vernommenen Donnergetöse keinen Vergleich aushalten, dagegen ließ sich jetzt an Stelle des früheren Lärmens ein vieltausendstimmiges Jammergeschrei vernehmen, dessen Ursache

der durch das furchtbare Naturereignis erschreckten Familie erst nach und nach klar werden sollte.

Als das Erdbeben sein Ende erreicht hatte, und man sich von dem ersten Schrecken erholte, zeigte es sich, daß das Dach und die Wände des Hauses an mehreren Stellen eingestürzt waren und ein aus dem Innern desselben dringendes Stöhnen ließ erkennen, daß der treue Guamanga, welcher sich zur Zeit des Erdbebens im Hause befunden hatte, dort zu Schaden gekommen war.

Den vernommenen Schmerzenslauten nachgehend, fand José den Alten halb bewußtlos mit zerquetschten Gliedern unter dem eingestürzten Gebälk liegen.

Mit Hilfe seiner Mutter gelang es ihm erst nach geraumer Zeit den Schutt so weit wegzuräumen, daß man den Verwundeten hervorziehen und, da sich im Hause kein bewohnbarer Raum mehr fand und dasselbe dem Einsturz drohte, in den Garten tragen konnte.

Nachdem man ihn hier durch Bespritzen seines Gesichtes mit kaltem Wasser wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, eilte José davon, um einen Arzt zu holen.

Als er aus dem halb zerstörten Hause auf die Straße trat, taumelte er von Schrecken erfaßt zurück und es bedurfte für ihn einiger Zeit, um sich an den Anblick zu gewöhnen, welcher sich hier seinen Augen darbot.

Überall, wohin er blickte, zeigte sich ihm das Bild der Zerstörung. Ganze Häuserreihen waren vollständig verschwunden und bedeckten die Straße viele Fuß hoch mit ihren Trümmern. Dort, wo die Straße auf die Plaza auslief, befand sich eine Kirche, welche zur Zeit des Erdbebens bereits mit Andächtigen gefüllt gewesen sein mußte. Ebenso wie die umliegenden Häuser war auch diese Kirche zusammengestürzt, und die von dort herdringenden Zammerrufe ließen das Entsetzliche ahnen, was sich dort zugetragen.

Noch halb betäubt von den Schreckensszenen, welche ihn umgaben, begann José über die vor dem Hause aufgehäuften Trümmer hinwegzusteigen. Er überzeugte sich aber bald, daß es unmöglich sei, in der eingetretenen Verwirrung, in der jeder mit sich zu thun hatte, Hilfe für Guamanga herbeizuschaffen.

Über seinen vergeblichen Bemühungen war der Abend herein-
gebrochen. Betäubt von den Scenen des Jammers und der Zer-
störung, die sich ihm dargeboten, kehrte José heim, nicht ohne Ge-
fahr, von den die Straßen bedeckenden, wild übereinander liegenden
und häufig unter seinen Tritten zusammenbrechenden Trümmermassen
erschlagen zu werden, welche, wie sich später herausstellte, eine große
Anzahl Menschen unter sich begraben hatten.

Donna Inez war, als José ihr berichtete, was er gesehen
hatte, tief erschüttert.

„Danken wir dem Himmel, der uns im Verhältnis zu vielen
andern so gnädig beschützt hat,“ sprach sie, indem sie ihre Kinder in
ihre Arme zog. „Was wir heute verloren haben, läßt sich ja leicht
ersetzen und wenn auch das Haus teilweise zerstört ist, so werden
wir doch einige Räume desselben wohl soweit wieder herstellen kön-
nen, daß wir Guamangas Genesung darin abwarten können, dessen
Verletzungen, so schmerzhaft sie sein mögen, mir doch nicht grade
gefährlich scheinen.“

„Hier dürfen wir nicht bleiben,“ versetzte José, „denn ich hege
die feste Überzeugung, daß vielleicht in wenigen Tagen schon das,
was heute noch von Carracas übrig geblieben ist, sich wieder in den
Händen der Spanier befinden wird, da bei dem jetzigen Zustande
der Stadt nicht an eine Vertheidigung derselben gegen die von Car-
rova her im Anmarsche befindlichen spanischen Truppen gedacht wer-
den kann.“

„Aber wer hat dir denn gesagt, daß die Spanier im Anmarsche
sind?“ fragte Donna Inez ungläubig.

„Die ganze Stadt hat es bereits seit drei Tagen gewußt; ich
habe es dir jedoch bis jetzt verschwiegen, um dich nicht unnötig zu
ängstigen.“

„Wenn diese Nachricht sich bestätigt, dann allerdings ist unseres
Bleibens hier nicht länger mehr,“ versetzte Donna Inez. „Augen-
blicklich weiß ich freilich noch nicht, wie es uns unter den jetzigen
Verhältnissen möglich sein wird, die Stadt zu verlassen.“

„Auch ich zweifle nicht,“ entgegnete José, „daß es keine Schwie-
rigkeiten haben wird; aber dennoch muß es gehen und ich glaube
den Weg dazu bereits gefunden zu haben. Ich werde morgen mit

Tagesanbruch nach Guaira gehen und von dort die nötige Hilfe holen.“

„Ich lasse dich nur ungern von mir, besonders da ich weiß, daß der elende Nunez sich wieder in unserer Nähe befindet, doch ich sehe, daß es sein muß, so gehe denn mit Gott!“

Mit dem Frühsten begab sich José am andern Morgen schon auf den Weg. Abermals mußte er, bevor er den Ausgang der Stadt erreichte, viele Trümmerstätten übersteigen, auf denen wehklagende Menschen mit dem Aufsuchen von Toten und Verwundeten beschäftigt waren. Überall, wohin man sah, gewahrte man Scenen des Jammers und José vermochte erst, nachdem er die Grenzen der Stadt längst hinter sich hatte, den Bann des Schreckens, der auf seiner Seele ruhte, von sich abzuschütteln, denn grade auf seinem Wege bot sich ihm Gelegenheit, das Unglück, welches die Stadt betroffen hatte, in seiner ganzen Größe zu übersehen.

Die Stadt Carracas liegt nämlich in einem weiten, von hohen Gebirgszügen umschlossenen Thale und grade in der Richtung nach la Guaira erhebt sich unmittelbar an der Stadt ein riesiger Felsenwall, welcher sich in raschem Aufstiege bis zu 7000 Fuß über dem Meere erhebt. Man wird sich von dem Steigungsverhältnisse einen ungefähren Begriff machen können, wenn man bedenkt, daß die eigentliche Entfernung von Carracas bis zu dem am Meeresstrande liegenden Hafenstädtchen la Guaira nicht mehr als zwei Leguas (etwa sechs Kilometer) beträgt, während man ungefähr sieben Stunden bedarf, um den das Gebirge in einer Höhe von 5000 Fuß übersteigenden Weg von einem Orte zum andern zurückzulegen.

Nicht ohne große Anstrengung und mit Bergießung manches Schweißtropfens hatte José endlich gegen Mittag den Kamm des Gebirges erreicht. Hier fühlte er sich durch den Anblick, der ihn nun erwartete, bald reichlich für die aufgewandte Mühe entschädigt; denn beim Abstieg öffnete sich vor ihm ein Panorama von gradezu überwältigender Großartigkeit. Zu seinen Füßen lag, in saftiges Grün gebettet, eng an den steilen Felsen geschmiegt, die Stadt Guaira; dahinter, von zahlreichen Schiffen und Fischerbooten belebt, dehnte sich die tiefblaue, von der leuchtenden Sonne des Südens bestrahlte unendliche Fläche des Ozeans gleich einem Riesenspiegel aus.

Beim Näherkommen zeigte es sich allerdings nur zu bald, daß auch la Guaira kaum minder als Carracas von dem Erdbeben gelitten hatte und José fühlte die von ihm gehegten Hoffnungen bei dieser Entdeckung mit Schrecken sinken. Nachdem er jedoch einmal den Weg hierher unternommen hatte, wollte er nicht wieder umkehren, ohne vorher sein Glück wenigstens versucht zu haben.

Der Erfolg zeigte sich, wie es zu erwarten war. Obgleich José mit dem Lohne für die von ihm erbetene Hilfe nicht kargte, so fand sich doch niemand, der denselben in diesem Augenblicke zu verdienen bereit gewesen wäre.

Am Strande lagen mehrere während des Erdbebens gezeichnete Schiffe, deren Bemannung augenblicklich ohne Beschäftigung war; doch selbst diese waren nicht zur Hilfeleistung zu bewegen.

„Wendet Euch einmal an den Kapitän der Brigantine, welche da draußen vor Anker liegt,“ sagte einer der am Hafen umherklingenden Seeleute zu José. „Es ist zwar nur ein Schmuggler, aber der Kerl ist sonst nicht übel und hat noch niemanden in der Not sitzen lassen, wenn er ihm hat helfen können.“

„Wie heißt der Mann?“ fragte José.

„Ja, da fragt Ihr mich zu viel,“ versetzte der Matrose lachend, „die Schmuggler und Piraten, was meist so auf eins herauskommt, haben in der Regel keinen Namen. Ich habe ihn wohl einmal von seinen Leuten Don Louis nennen hören, ob er aber so heißt, das mag der Himmel wissen. Die Spanier kennen ihn unter dem Namen el diablo del mar (der Seetenfel). So wird er aber auch wohl nicht heißen und Ihr mögt ihn deshalb immerhin Don Louis nennen.“

José näherte sich dem Orte, an welchem das Schiff lag, eine schmucke Brigg, welche an ihrer Gaffel die Farben der Republik Venezuela zeigte und den Namen Libertad (Freiheit) führte.

„Wo finde ich den Kapitän?“ fragte er einen Matrosen, der eben damit beschäftigt war, dem Schiffe mit Hilfe eines Farbetopfes einen neuen Anstrich zu geben.

Der Anweisung des Matrosen folgend stand José wenige Minuten später vor dem von ihm Gesuchten. Es war dieses ein Mann in

noch jungen Jahren mit einem gutmütigen, Zutrauen erweckenden Gesicht.

„Wie kommt Ihr gerade an mich?“ fragte er José, nachdem dieser sein Anliegen vorgebracht hatte.

„Man hat mir gesagt, daß Ihr keinen im Stiche ließet, dem Ihr helfen könntet.“

„Hm“ — brummte der Kapitän — „da hätte ich in der That viel zu thun, aber obgleich ich eigentlich heute schon wieder in See gehen wollte, so will ich doch sehen, was ich für Euch thun kann; denn was Ihr mir da von Euren Vermutungen über die baldige Rückkehr der Spanier nach Carracas gesagt, dem stimme ich vollkommen bei und Euch in die Hände der Schurken fallen zu sehen, das wird kein ehrlicher Mann wollen. Ich wünschte nur, daß mehr Leute so klug wären wie Ihr und ihre Haut in Sicherheit brächten, ehe es zu spät ist.“

Mit Hilfe des Kapitäns gelang es José vier Maultiere zu mieten, mit denen er noch an demselben Tage in Begleitung zweier Matrosen der „Libertad“ nach Carracas zurückkehrte.

Das Kaperschiff.

Als José am Abend des nächsten Tages mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und dem verwundeten Guamanga glücklich in la Guaira anlangte, hatte die „Libertad“ den Hafen verlassen.

„Was mag nur dem Kapitän eingefallen sein, daß er ohne uns wegsegelt ist,“ brumnten die beiden Matrosen. Anfangs hofften sie, daß der Kapitän irgend eine Nachricht für sie zurückgelassen haben werde; doch niemand vermochte ihnen eine Auskunft zu geben und so sahen sie sich genötigt einstweilen abzuwarten, bis der Kapitän etwas von sich hören lassen werde.

José hatte bereits nach Verlauf von wenigen Tagen das Glück ein Schiff zu finden, welches nach der niederländischen Insel Buen-Ayre segelte und ihn mit den Seinigen an Bord nahm.

Das Schiff war zwar nur klein und ein schlechter Segler, dennoch zögerte er keinen Augenblick, die sich ihm dadurch bietende

Gelegenheit zu benutzen, denn die Stadt la Guaira war für den Augenblick ebensowenig zu einem Aufenthalt geeignet, als das kaum verlassene Carracas.

Das mit einer Ladung Kinderhäute befrachtete Schiff hatte den Hafen kurz vor der Mittagsstunde mit günstigem Winde verlassen und der Schiffspatron sprach gegen José auf dessen Frage die Hoffnung aus, daß man das Ziel der Reise gegen Abend des nächsten Tages erreichen werde. Im Laufe des Nachmittags jedoch drehte sich der Wind nach Nordwesten und artete bald zu einem heftigen Sturme aus, welcher das unbehilfliche Fahrzeug aus seinem Kurse verschlug.

Als am andern Morgen die Sonne aufging, sah man eine gebirgige Küste vor sich, welche der Patron für die der Insel Tortuga erklärte.

Wenn auch von dem Sturme, der sich allmählich zu legen begann, eine Gefahr nicht mehr zu befürchten war, so drohte dafür hier die Gefahr, von einem der in der Nähe der Insel kreuzenden spanischen Schiffe entdeckt und gekapert zu werden. Der Patron ließ deshalb sogleich so viel Segel beisehen, als das Schiff mit Rücksicht auf den noch heftig wehenden Wind zu tragen vermochte und nahm dann, da er sein Ziel bei dem völlig entgegengesetzten Winde nur durch Lavierern erreichen konnte, einen nördlichen Kurs.

Man hatte nach Verlauf von etwa einer Stunde die Insel und die in der Nähe kreuzenden Schiffe glücklich wieder aus Sicht verloren, als nordwärts im Fahrwasser des Schiffes abermals ein Segel auftauchte. Das Schiff wurde sogleich gewandt und der Lauf desselben nach West-Süd-West gerichtet. Sehr bald zeigte es sich jedoch, daß das fremde Schiff, welches sich, wie der Patron gleich gefürchtet hatte, als ein Spanier auswies und alsbald Jagd auf den kleinen Kutter zu machen begann, diesem an Schnelligkeit überlegen war.

Bei der im Verhältnis zur Größe des Kutters stehenden schwachen Besatzung ließ sich von einem Kampfe kaum ein günstiges Ergebnis hoffen, der Kapitän beschloß deshalb, um einen letzten Versuch zur Rettung des Schiffes zu machen, einen Teil seiner Ladung zu opfern und dadurch das Fahrzeug zu erleichtern; zugleich

nahm er eine rein südliche Richtung, wobei er den Wind voll ausnützen könnte.

Nach Verlauf von zwei Stunden schon zeigte es sich jedoch, daß jede Hoffnung auf eine Rettung des Schiffes verloren sei und wenn für den Kapitän von einem Kampfe mit dem spanischen Schiffe auch kein Erfolg zu hoffen war, so litt doch die damals zwischen den Bewohnern von Venezuela und den Spaniern bestehende Erbitterung nicht, daß man sich gutwillig dem Feinde ergab.

Schnell ließ der Kapitän die nötigen Vorbereitungen zum Kampfe treffen, verteilte Waffen und Schießbedarf an seine Leute und nahm dann, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, sein Schiff der Länge nach von den Kugeln der Spanier bestreichen zu sehen, den Kurs nach Westen.

José hatte die Verfolgung und dann die Vorbereitungen zum Kampfe mit steigender Unruhe beobachtet. So war denn sein Bemühen, Mutter und Geschwister einer von ihm geahnten Gefahr zu entziehen, vergebens gewesen und grade das, was er hatte vermeiden wollen, das Schicksal einer Gefangenschaft, stand ihm nun bevor. Das vorangegangene Unwetter hatte die Seinigen bis jetzt gezwungen, im Innern des Schiffes eine Zuflucht zu suchen. Sie hatten deshalb von der ihnen drohenden neuen Gefahr noch keine Kenntnis. Sobald die letzte Hoffnung, dem spanischen Schiffe zu entgehen, geschwunden und der Kampf unvermeidlich geworden war, hielt José es für geboten, seine Mutter mit dem Stande der Dinge bekannt zu machen.

Sie saß bei seinem Eintritt in die Kajüte am Lager Guamangas und vernahm seine Mitteilung mit der Ruhe und Fassung, welche sie seit den Tagen ihres Unglücks schon in so manchen schweren und gefährvollen Augenblicken bewiesen hatte. Stumm zog sie ihre beiden jüngsten Kinder in ihre Arme und drückte einen Kuß auf ihre erschreckten Gesichter.

„Wirst du an dem Kampfe teilnehmen?“ fragte sie.

„Da ich, wie du weißt, die Waffen zu führen verstehe, so wirst du selbst nicht wünschen, daß ich unthätig zusehe, wie andere für uns kämpfen und für uns ihr Leben opfern.“

„Du hast Recht, mein Sohn, ich will dich auch nicht zurück-

halten; doch habe ich eine Bitte: setze dich nicht unnötig einer Gefahr aus, sondern suche auch während des Kampfes, so viel du es vermagst, deine ruhige Überlegung zu wahren, indem du an uns denkst, deren Stütze du bist."

Im Begriff hinaus zu gehen sah José sich noch einmal durch einen Blick Guamangas, seines alten Freundes, zurückgehalten.

"Es thut mir leid, Don José," sagte der Alte, welcher seinen jungen Herrn, seit dieser die Knabenschuhe ausgezogen hatte, mit diesem Titel anzureden pflegte, „daß ich nicht an Eurer Seite gegen die spanischen Hunde fechten kann, sondern während droben der Tanz losgeht, wie ein Bündel Heu hier liegen muß. Im allgemeinen wißt Ihr ja, wie man den Säbel im Kampfe Mann gegen Mann zu führen hat, nur auf eins wollte ich Euch noch aufmerksam machen: Bergeßt nicht, daß man nur auf die Augen seines Gegners zu achten hat. Ihr müßt ihn mit Euern Augen gleichsam festhalten, dann schnell ihm zu Leibe gehen und der Sieg wird Euch in den meisten Fällen gewiß sein."

Lächelnd winkte José dem Alten seinen Dank zu, dann eilte er wieder an Deck.

"Machen Sie sich um Don José keine allzu große Sorge, Senora," sprach Guamanga, sobald José hinausgegangen war, zu dieser. „Er führt seine Klinge wie der beste Fechtmeister und ich selbst möchte im Ernst nicht mehr mit ihm anbinden," setzte er mit einem Lächeln der Befriedigung hinzu.

Als José das Deck wieder betrat, hatte der Kutter beigelegt und die beiden Schiffe waren sich bereits auf Kanonenschußweite nahe gekommen. Der Kapitän hatte die beiden Geschütze des Kutters, zwei alte verrostete Zwölfpfünder, von denen es zweifelhaft war, ob sie überhaupt noch einen Schuß aushalten und nicht vielleicht dabei auseinanderplatzen würden, laden lassen und war eben damit beschäftigt, dieselben selbst auf das feindliche Schiff zu richten.

Angeichts des jetzt nahe bevorstehenden Kampfes schien der Kapitän, ein kleiner, behäbiger Mann mit schon ergrautem Haar und einem stets lächelnden jovialen Gesichte, dem wohl niemand irgend welche kriegerischen Neigungen angesehen haben würde, alles

andere vergessen zu haben und völlig in dem Borgenuße des zu erwartenden Gefechtes zu schwelgen.

„Gut, daß Ihr wieder da seid,“ Don José,“ rief er diesem zu. „Ich fürchtete schon, daß Ihr unten durch Thränen und Klagen weich geworden wäret und das taugt nicht, wenn der Feind naht.“

Auf dem Spanier wurde jetzt ein Flaggensignal gegeben; gleichzeitig sah man jetzt an seinem Bord eine Rauchwolke aufsteigen und während der dumpfe Donner eines Schusses über die Wasserfläche rollte, konnte man die Kugel über die weißen Wellenkämme tanzen sehen, bis sie unweit des Rutters in die Tiefe versank.

„Nun wird's bald losgehen,“ sprach der Kapitän und gab Befehl, die Segel zu kreuzen und heizulegen.

„Wie, Señor?“ fragte José verwundert, „Ihr wollt den Feind hier erwarten?“

„Es ist das Beste, was wir thun können, da wir ja doch nicht im Stande sind, ihm zu entfliehen. Wir könnten ihn uns durch eine fortgesetzte Flucht vielleicht noch eine halbe Stunde vom Leibe halten, aber während dieser Zeit würde er mein Schiff mit seinen Kanonen zu einem Siebe schießen. Sieht er uns dem Befehle, den er eben gab, gehorchen, so wird er glauben, daß wir uns ihm ergeben wollen und ohne Geschützfeuer herankommen.“

„Dort ist noch ein Segel, Kapitän,“ bemerkte José in diesem Augenblicke.

„Wo?“ fragte jener, der sich vergebens bemühte, dasselbe zu entdecken.

„Hinter dem Spanier; hier wo ich stehe, könnt Ihr es sehen.“

„Wenn man nur wüßte, welcher Nation es angehört,“ entgegnete der Kapitän, indem er das fremde Segel aufmerksam mit seinem Rohre betrachtete. „Ein Spanier scheint es mir nicht zu sein; denn drüben unser Spanier, der ihn bereits zu kennen scheint, fängt an, eine gewisse Unruhe zu zeigen. Ich möchte darauf wetten, daß da etwas nicht in Ordnung ist — ha, seht Ihr, daß ich recht habe; der Spanier ändert den Kurs und läßt uns links liegen. Wenn er aber auch darauf verzichtet, sich uns vorzustellen, so irrt er sich doch sehr, wenn er glaubt, daß ich die gute Gelegenheit vorübergehen lassen werde, seine nähere Bekanntschaft zu machen und ihm die

Rechnung über die schönen Häute zu machen, welche er mich gezwungen hat, ins Wasser zu werfen.“

„Holla, meine Burschen, Segel in den Wind!“

Der Spanier, welcher dem hinter ihm aufkommenden Schiffe in südlicher Richtung zu entgehen suchte, sah sich jetzt durch den Rutter in seiner Flucht verhindert, da dieser es jetzt in der Hand hatte, ihm den Weg zu verlegen.

Er ließ seinen Ärger über den ihm unbequemen kleinen Quälgeist dadurch aus, daß er ihm eine volle Ladung aus seinen Steuerbordgeschützen zusandte, die jedoch ohne merklichen Schaden anzurichten, über den niedrigen Rutter hinwegging und nur in dessen Takelwerk einige Unordnung hervorbrachte.

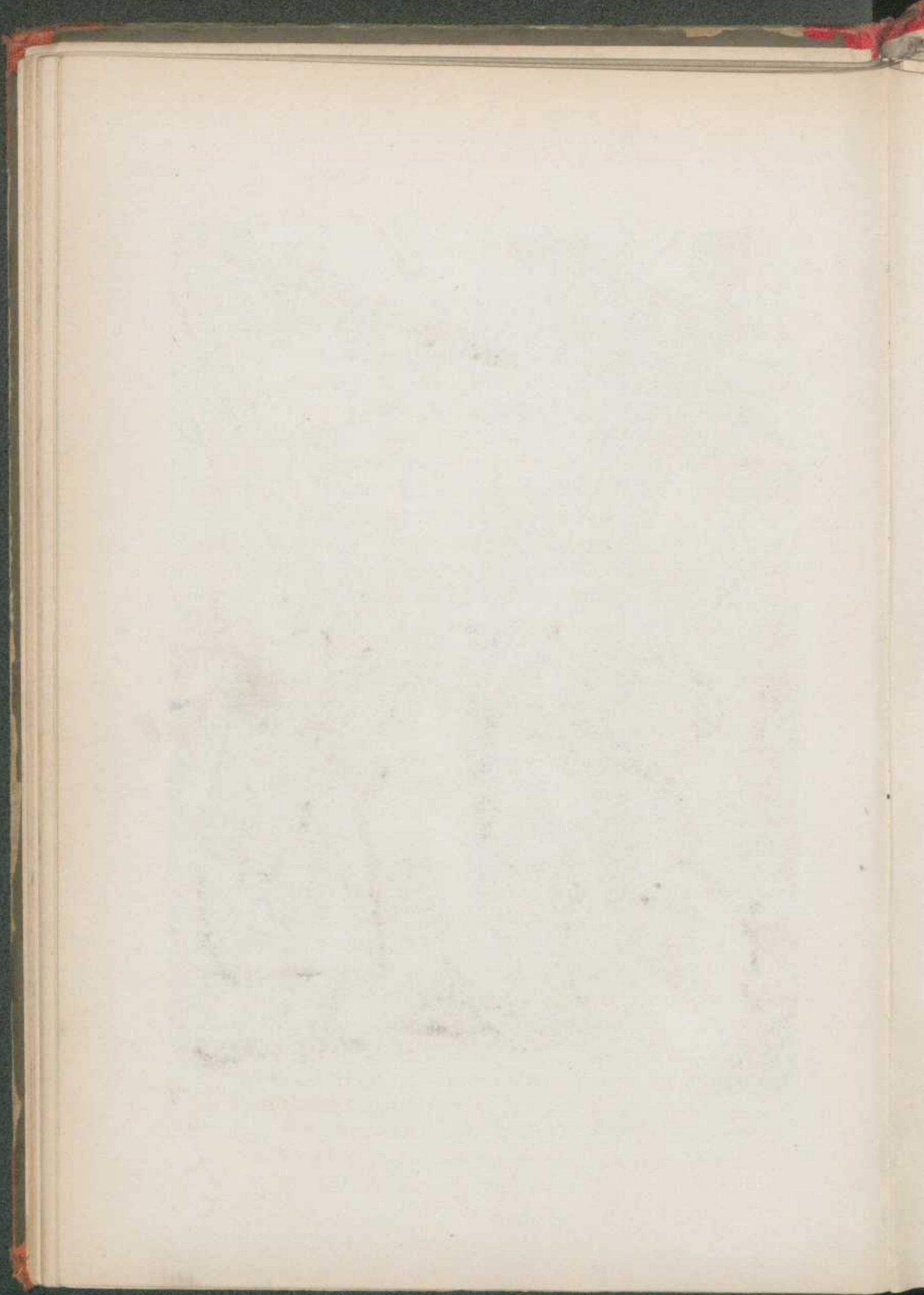
„Der Bursche ist zu groß, als daß er uns treffen könnte,“ schmunzelte der Kapitän; „jetzt wollen wir es einmal mit ihm versuchen.“ Er richtete hierauf selbst das eine seiner beiden Geschütze und gab dann Feuer.

Bei der geringen Entfernung zwischen den beiden Schiffen und bei der für einen Treffer günstigen Lage des Spaniers, der dem Rutter seine Langseite zuehrte, wäre ein Fehlschuß nicht wohl zu erwarten gewesen; als aber der Rauch sich verzog und man nun das Ergebnis des Schusses wahrnehmen konnte, zeigte es sich, daß dieser die gehegten Erwartungen insofern noch übertroffen hatte, als das Steuerruder durch die Kugel zersplittert war, so daß der Spanier jetzt als ein hilfloses Wrack auf den Wellen trieb.

Sogleich gab der Kapitän des Rutters den Befehl zum Wenden, wobei er die Richtung auf den Spanier zu nehmen ließ.

Während dieser Manöver war das andere Schiff so weit herangekommen, daß man seine Flagge erkennen konnte. Es trug die Farben von Venezuela und José, welcher das schlank gebaute, schnell segelnde Fahrzeug aufmerksam beobachtete, glaubte die vor wenigen Tagen aus dem Hafen von la Guaira verschwundene „Libertad“ darin zu erkennen, obgleich der Name, den er noch nicht erkennen konnte, ein anderer zu sein schien. Dann erinnerte er sich auch, daß der Name jenes Schiffes mit Goldbuchstaben auf schwarzem Grunde geschrieben war, während das jetzt herankommende Schiff seinen Namen, wie sich bereits erkennen ließ, in roten Lettern auf weißem Grunde





zeigte. Um seiner Sache gewiß zu sein, ergriff er das in seiner Nähe liegende Fernglas des Kapitäns und las nun ganz deutlich „el diablo del mar.“

Er konnte jetzt nicht länger zweifeln, daß jenes Schiff dort das des Kapitäns Don Louis sei und nach dem, was er über diesen für ihn so interessanten Mann in den letzten Tagen erfahren hatte, begriff er, weshalb die Spanier so eilig das Weite gesucht hatten.

Don Louis konnte als einer der schlimmsten Feinde der Spanier auf der See betrachtet werden. In früheren Jahren ein friedlicher Schiffer, der es allerdings nicht verschmähte, gegenüber den von der spanischen Regierung geforderten hohen Zollabgaben bisweilen zu dem Gewerbe des Schmugglers seine Zuflucht zu nehmen, hatte er, seit Venezuela sich gegen die Spanier im Aufstande befand, diesen gleichfalls den Krieg erklärt und sich unter dem ihm von den Spaniern selbst gegebenen Namen des „Seeteufels“ zu einem gefürchteten Gegner derselben gemacht.

José hatte nicht länger Zeit, sich mit der Betrachtung der Libertad zu beschäftigen, denn der Kutter war inzwischen dicht an den Spanier herangekommen. Der Kapitän ließ jetzt in Ermangelung eines Unterhakens einen kleinen Wurfanker, den er zuvor an die Marsraa hatte schaffen lassen, von dort auf das Deck des Spaniers hinabwerfen und so die beiden Schiffe aneinander befestigen.

Im nächsten Augenblicke sprangen die acht Matrosen des Kutters unter der Führung des Kapitäns auf das spanische Schiff und es begann ein hitziger Kampf, bei welchem es den Angreifern sehr zu statten kam, daß der von einem feinen Regen begleitete Wind den Spaniern gerade in das Gesicht wehte, was diesen beim Kampfe sehr hinderlich war.

José hatte es sich nicht nehmen lassen, als zweiter Mann nächst dem Kapitän das feindliche Schiff zu betreten. Er sah sich hier bald in den Kampf verwickelt und hatte so zum erstenmal Gelegenheit, die Fertigkeit, welche Guamanga ihm im Gebrauch der Waffen beigebracht hatte, hier im ernstesten Streite zu bewähren.

Sein nächster Gegner war ein baumlanger Burische, der gleich ihm mit einem Säbel bewaffnet war. Wenn er José auch an Körperkraft überlegen sein mochte, so war er doch ein herzlich schlechter

Fechter und der Ausgang des Kampfes zwischen beiden hätte nicht lange zweifelhaft sein können, wenn nicht bald sich noch ein Zweiter auf José geworfen hätte. Diese beiden machten ihm bald genug zu schaffen und er atmete erleichtert auf, als ein furchtbarer Stoß, der das Schiff in allen Planken erschütterte, erkennen ließ, daß auch die Libertad sich an dessen Bord gelegt habe.

Lautes Jubelgeschrei der hart bedrängten Venezuelaner begrüßte die willkommene Hilfe, während die Spanier jetzt jede Hoffnung verloren gaben. Zähneknirschend streckten sie die Waffen und wurden dann als Gefangene unter Deck geschickt, während die Kapitäne der beiden venezuelanischen Schiffe von der Prise Besitz nahmen.

„Aber, sagt mal Capitano, seid Ihr denn des Teufels,“ wandte sich Don Louis an den Kapitän des Rutters, „daß Ihr mit Eurer Handvoll Leute das Schiff hier anzugreifen gewagt habt. Ihr hättet doch, wenn Ihr Euch denn durchaus mal mit den Königlichen klopfen gewollt, warten können, bis wir herangekommen wären.“

„Damit Ihr als der Stärkere von uns beiden mir die Prise vor der Nase wegnehmet,“ entgegnete der Kapitän lachend. — „Ich habe, während der Spanier mein Schiff jagte, die Hälfte meiner Fracht über Bord werfen müssen und der Schaden müßte mindestens ersetzt werden: deshalb hielt ich es für besser, mich in das Wild festzubeißen. Laßt uns halbpact machen, dann bin ich zufrieden und Ihr könnt es auch sein, da Ihr doch verteuftelt wenig bei der Sache gethan habt.“

„Nur daß ich verhindert habe, daß der Spanier Euch samt dem Rest Eurer Felle verschluckt hat,“ lachte Don Louis, „doch es sei; Ihr seid ein wackerer Geselle und sollt nicht über mich zu klagen haben. Nur müßt Ihr mir das Schiff auf meinen Teil überlassen; ich beanspruche es nicht in meinem Interesse; sondern in dem der Republik, denn es ist ein vortrefflicher Segler und hat alle Eigenschaften, die ich für meine Zwecke nötig habe.“

Während die beiden Kapitäne miteinander unterhandelten, war José zu seiner Mutter geeilt, um dieser den glücklichen Ausgang des Kampfes mitzuteilen.

Als er nach langer Zeit wieder auf Deck trat, kam er grade zur rechten Zeit, um den Seeteufel mit dem Spanier im Schlepptau

wieder unter Segel gehen zu sehen. Er hatte jetzt Gelegenheit zu beobachten, wie der auf ein Stück weißer Leinwand gepinselfte Name *diabolo del mar* vom Spiegel des Schiffes verschwand und darunter die „*Libertad*“ wieder in hellem Goldglanze hervorstrahlte.

Nachdem der Kutter seinen durch die Kanonen des Spaniers erlittenen Schaden wieder ausgebessert hatte, setzte er gleichfalls seine Weiterreise fort und langte zwei Tage später glücklich an seinem Ziele an.

Der „*diabolo del mar*.“

Ein aus Westen kommender, von heftigen Regenschauern begleiteter Sturm raste über die Insel Buen-Ayre und fuhr heulend durch die Wipfel des Urwaldes, welcher das Innere des kleinen Felsen- eilands bedeckt.

An dem offenen Fenster eines freundlichen Landhauses, welches etwa eine halbe Legua von der Küste entfernt, im Schutze einer hoch emporragenden, von Schlingpflanzen und immergrünem Gestrüpp überwucherten Felswand lag, saß unser alter Bekannter José Guanca und schaute finsternen Blickes hinaus auf die unter dem Anprall des Sturmes ächzenden Wipfel.

Neben ihm befand sich ein Tisch mit Schreibzeug und Büchern, denen er jedoch in diesem Augenblicke keine Beachtung schenkte, da seine ganze Aufmerksamkeit ausschließlich dem draußen tobenden Kampfe der Elemente zugewandt war.

Kaum ein Zug an der jetzt kraftvollen Gestalt erinnerte noch an den zarten Knaben, welchem wir etwa zwei Jahre früher in der Llano von Aragua zuerst begegneten.

Mehr noch als seine Gestalt hatte sich das ganze Wesen des jungen Quitenen verändert, dessen durch den Ernst des Lebens früh gestählter Geist ihn die Welt mit dem Auge des gereiften Mannes betrachten ließ.

„Es ist ein böses Wetter draußen,“ bemerkte José's Mutter, welche mit einer Stickerei beschäftigt an dem andern Fenster des Gemaches saß. „Wohl dem, der es unter sicherem Dache über sich dahingehen lassen kann.“

„Du magst recht haben, Mutter,“ versetzte José, „mancher, der jetzt draußen mit gebrechlichem Schiffe auf dem wilden Meere sich befindet, mag den sicheren Hasen ersehnen. Für mich dagegen hat das Leben, zu dem ich hier verdammt bin, so wenig Reize, daß ich jeden Kampf, sei es auch nur der mit den Elementen, ihm vorzöge und daß ich auch jetzt wieder etwas wie Reid selbst gegen jene Bäume dort empfinde, wenn ich sehe, wie sie ihre Kräfte mit denen des Sturmes messen können, während ich hier unthätig liege und von Tag zu Tag vergebens die Stunde erwarte, welche mich zur That ruft.“

„Fasse dich in Geduld, mein Sohn,“ versetzte Donna Inez, „jene Stunde kann früher da sein, als du denkst.“

„Du glaubst selbst nicht, was du mir zum Troste sagst und ich wüßte auch kaum, woher ein neuer Anstoß zu einer Erhebung auf dem Festlande kommen sollte. Sämtliche aufständische Provinzen befinden sich in diesem Augenblicke wieder in der Gewalt der Spanier. Die Häupter der Bewegung, soweit sie nicht im Kerker schmachten oder gar auf dem Richtplatze für ihr Streben einen schmachvollen Tod erlitten haben, irren mit vielen Hunderten ihrer Gesinnungsgenossen als heimatlose Flüchtlinge in der Fremde umher und das seiner Führer beraubte Volk wagt nicht an eine neue Erhebung zu denken.“

Auf einen Stock gestützt trat in diesem Augenblicke der noch immer an seinen während des Erdbebens empfangenen Wunden leidende treue Guamanga in das Gemach. Seine Kleidung war vom Regen durchweicht und sein langes schwarzes Haar vom Sturme zerzaust.

„Was hat dich denn in diesem Wetter hinausgetrieben?“ fragte José den Alten mit erstaunten Blicken.

„Ich habe dem Donner der Geschütze gelauscht, welcher vom Meere herüberschallt,“ versetzte Guamanga. „Ich glaubte anfangs, daß es Notschüsse seien; doch es scheint mir, als ob irgendwo in der Nähe der Insel ein Kampf zwischen zwei Schiffen stattfindet. Man kann, wenn der Sturm einmal einen Augenblick Atem holt, deutlich vernehmen, daß nicht einzelne Schüsse, sondern ganze Breitseiten abgefeuert werden.“

Noch während Guamanga sprach, hatte José nach seinem Hute gegriffen und einen Mantel über seinen Rock geworfen.

„Du willst doch bei diesem Unwetter nicht ausgehen?“ fragte Donna Inez.

„Der Regen hat etwas nachgelassen und der Sturm wird mir nichts anhaben,“ versetzte José. „Ich möchte zur Küste hinaus, um zu sehen, ob Guamanga recht gehört hat.“

Den breiten Hut in die Stirne drückend, trat José hinaus und wandte seine Schritte dem kleinen Stranddorfe zu, welches etwa zwanzig Minuten von dem Landhause entfernt am Fuße der steil zur See abfallenden Uferfelsen lag.

So lange José sich im Schutze des Waldes befand, kam er ziemlich rasch vorwärts, in der Nähe der Küste jedoch, wo der Wind ungehindert sein mildes Spiel treiben konnte, mußte er seine ganze Kraft aufbieten, um sich gegen die Gewalt des Orkans zu behaupten.

An der Küste angelangt, sah sich José vergebens nach den Schiffen um, von denen der Sturm jetzt deutlich den Donner der Geschütze an sein Ohr trug; dagegen erblickte er auf einer unweit des Stranddorfes in das Meer vorspringenden Klippe eine Anzahl Männer, welche von dort auf das Meer hinausschauten.

Längs dem Rande der Uferfelsen schritt José jener Stelle zu, wobei der Sturm ihn mehr als einmal umzuwerfen drohte.

Der Anblick, den das Meer hier von der Höhe der Uferfelsen aus gewährte, war ein wahrhaft großartiger.

Der Sturm hatte die Bogen bis in ihre Tiefen aufgewühlt und schleuderte mit dämonischer Gewalt die von hellen Schaumkämmen gekrönten dunklen Wassermassen gegen das Ufer, an dessen Felswänden sie sich mit dumpfem Donnergetöse brachen.

Nach einem anstrengenden und keineswegs gefahrlosen Marsche über die von Regen- und Spritzwasser schlüpfrig gemachten Uferfelsen hatte José jetzt gleichfalls die Klippe über dem Stranddorfe erreicht und vermochte nun von ihr aus einen großen Teil der nordwestlichen Küste zu übersehen.

Vor sich, etwa eine Seemeile vom Ufer entfernt, erblickte er unweit eines sich hier in die See hinausziehenden, jetzt von den

brausenden Meereswogen bedeckten Riffes die beiden kämpfenden Schiffe, deren Bewegungen von den hier weilenden, sämmtlich dem Schifferstande angehörenden Männern mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt wurden.

Wenn der Anteil, den diese Männer an dem Kampfe nahmen, noch durch irgend etwas hätte vermehrt werden können, so würde dieses die Kühnheit und Sicherheit gewesen sein, mit welcher das kleinere von beiden Schiffen, eine die Farben von Venezuela führende Brigantine, gegen seinen an Größe ihm weit überlegenen Gegner, eine spanische Fregatte, manövrirte und welche wiederholt laute Beifallsrufe der am Ufer versammelten Inselaner hervorrief.

„Der arme Teufel scheint in der Not den Kopf verloren zu haben,“ bemerkte jetzt einer der Männer, „denn er steuert graden Weges auf die Klippen zu.“

„Er denkt vielleicht,“ warf ein anderer ein, „daß, wenn er doch einmal ins Gras beißen muß, das Ertrinken besser ist als das Hängen, und das würde ihm schließlich blühen, da die Spanier keinen Pardon geben.“

„Vielleicht denkt er auch noch etwas anderes,“ warf ein alter wetterharter Seemann ein, indem er schlau mit den Augen blinzelte. „Ich bin fest überzeugt, daß der Bursche dort drüben das Fahrwasser hier ebenjogut kennt als wir, und daß er nicht von Stroh ist und sein Handwerk versteht, das haben wir schon an seinen Segelmannövern gesehen, mit denen er dem verfluchten Spanier trotz des furchtbaren Sturmes bis jetzt entgangen ist.“

Die venezuelanische Brigantine, in welcher José alsbald die „Libertad“ erkannte, befand sich jetzt, wie die in ihrer Nähe tobende Brandung bewies, unmittelbar vor den die Insel umgebenden Klippen und konnte, wenn es ihr gelang, diese glücklich zu passieren, als gerettet gelten.

Abermals hüllte sich die spanische Fregatte jetzt in Rauch und Feuer und während der Donner der Geschütze dumpf über die See rollte, sahen die Männer den Besanmast der Brigantine sich neigen und im nächsten Augenblicke in den Wogen verschwinden.

„Jetzt ist er verloren,“ erklang es mit dem Ausdruck des Bedauerns von allen Seiten.

Das Gespräch war hiermit für einige Zeit beendet und die Männer folgten von nun an mit lautloser Spannung dem ferneren Kampfe.

Auf der Brigantine waren alle Hände beschäftigt, den Stumpf des geschossenen Mastes mit einem Notsegel zu versehen und während man hieran arbeitete, passierte das Schiff, mehr dem Zufall als dem Steuer folgend, glücklich das Riff und trieb dann langsam der Insel zu.

Die Fregatte, welche kurz zuvor ihre Richtung geändert hatte, fiel, als sie den errungenen Erfolg des Gegners wahrte, sogleich wieder in den vorigen Kurs zurück und versuchte nun gleichfalls die Klippen zu passieren, durch welche der Gegner ihr den Weg gezeigt hatte.

„Der Spaniole muß in der That toll sein!“ rief der alte Seemann jetzt in lebhafter Erregung aus. „Für die kleine Brigantine war es ein Wagemstück, dort hindurch zu setzen, aber sie hat es mit Glück ausgeführt; für die Fregatte ist es eine Unmöglichkeit.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als man bereits bemerken konnte, daß die Fregatte ihrem Schicksal verfallen sei. Die plötzlich veränderte Lage des Schiffes und das Branden der Wogen an seinem Rumpfe ließen keinen Zweifel hierüber aufkommen.

Wenn auch gegenüber dem traurigen Schicksale, welches dem Schiff und seiner Bemannung drohte, keine Äußerung der Freude bei den am Lande versammelten Männern sich vernehmen ließ, so spiegelte sich doch auf ihren Gesichtern das von allen geteilte Gefühl, daß das Schicksal des Schiffes kein unverdientes sei, wobei allerdings augenblicklich wohl niemand daran dachte, daß das Ganze die Folge des Willens eines einzelnen sei, unter welchem viele andere mit zu leiden hatten.

Während die Fregatte sich vergebens bemühte, von der Klippe loszukommen, war die Brigantine mit der Anbringung eines Notsegels fertig geworden und da der Sturm allmählich nachgelassen hatte, so hätte der Brigantine jetzt nichts mehr im Wege gestanden, die Nähe der Insel und ihres bisherigen Gegners zu verlassen.

Es geschah indessen ihrerseits nichts, was diese Absicht bei ihr hätte vermuten lassen und es wurde deshalb unter den Männern an

Strande die Ansicht ausgesprochen, daß die Brigantine das völlige Aufhören des Sturmes abwarten wolle, um dann angriffsweise gegen ihren jetzt völlig wehrlosen Gegner vorzugehen.

Der Abend war inzwischen herangekommen und die nun rasch eintretende Dunkelheit setzte der weiteren Beobachtung der beiden Schiffe ein Ende.

Erwünschte Botschaft.

Schon lange vor Sonnenaufgang befand sich José am nächsten Morgen wieder auf dem Wege zur Küste, um den ferneren Kampf zwischen den beiden Schiffen zu beobachten.

Das Unwetter hatte sich während der Nacht völlig gelegt und als nun die aus dem jetzt nur noch sanft wogenden Ozean aufsteigende Sonne Berge und Wälder der Insel mit ihren Strahlen vergoldete, zeigte sich die vom Regen des vorigen Tages erfrischte Natur in neuer Pracht.

Überall, wohin das Auge sich wandte, bligte es als ob das Gras und die Gebüsche mit Diamanten überstreut seien und selbst unter den meist von schwüler Luft erfüllten Hallen des sich zwischen dem Landhause und dem Fischerdorfe ausdehnenden dichten Urwaldes herrschte eine erfrischende Kühle.

In weniger als einer Viertelstunde hatte José die Küste erreicht und sah nun aus dem Walde tretend die beiden Schiffe vor sich.

Die Höhe des hier mehrere hundert Fuß tief zum Meere abfallenden Felsens gestattete ihm, die beiden Gegner bequem zu übersehen und mit Hilfe seines Fernglases die einzelnen auf dem Deck sich bewegenden Gestalten deutlich zu erkennen.

Die Fregatte lag noch an derselben Stelle und ragte infolge der jetzt herrschenden Ebbe mit ihrem von den Felsen des Riffs festgehaltenen Borderteil hoch über den Wasserspiegel hinaus, während der hintere Teil derselben sich mit dem Wasser gesenkt hatte.

Die „Libertad“ hatte sich, wahrscheinlich um ein Entweichen der Besatzung zu verhindern, zwischen die Fregatte und die Insel gelegt, und die Nachtzeit zur Errichtung eines Notmastes benutzt.

Wenige Minuten nach dem Eintreffen Jofés am Ufer lichtete sie den Anker, umsegelte das Schiff und legte sich quer hinter die Fregatte, so daß sie deren Deck mit ihren Kanonen der Länge nach bestreichen konnte.

Das feindliche Schiff, welches seiner geneigten Lage wegen in der freien Benutzung seiner Geschütze gehindert war, sah sich hierdurch völlig in die Hand seines Gegners gegeben.

Wenn noch ein Zweifel darüber hätte herrschen können, daß die Brigantine eine Wiedereröffnung des Kampfes beabsichtigte, so würde dieser dadurch beseitigt sein, daß der Name „Libertad“ verschwunden war und statt dessen wieder der „diabolo del mar“ in feuerroter Schrift an ihrem Bug zu lesen war.

Wenige Minuten später feuerte sie einen Kanonenschuß ab, dem die durch ein Flaggenignal gegebene Aufforderung zur Ergebung folgte.

Ungeachtet ihrer mißlichen Lage schien die spanische Fregatte es auf das Äußerste ankommen lassen zu wollen, denn das Signal blieb unbeantwortet.

Die Brigantine jandte nun ihrem Gegner eine Anzahl wohlgezielter Schüsse in den Rumpf, deren Wirkung denn auch nicht allzu lange auf sich warten ließ, indem der Spanier bereits nach dem zehnten Schusse die weiße Flagge aufzog.

Wenn auch die Brigantine hiermit ihr nächstes Ziel erreicht hatte, so schien sie, wie aus ihren weiteren Bewegungen hervorging, den friedlichen Gefinnungen ihres Gegners noch keineswegs zu trauen, denn während sie sich der Fregatte langsam näherte, manövierte sie so, daß sie diese fortwährend in ihrer Schußlinie behielt, bis sie sich nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde quer vor deren Spiegel legte.

Es zeigte sich jetzt, wie richtig sie bisher gehandelt hatte; denn als sie eben hinter der Fregatte vor Anker gegangen war und ihre Bemannung sich anschickte, das Deck des Spaniers zu betreten, nahm dieser seine Maske ab und empfing die Sieger mit einem lebhaften Flintenfeuer, während zugleich eine Schar bewaffneter Matrosen das Deck der Brigantine zu ersteigen suchte.

Während der nächsten Zeit hinderte der über den beiden Schiffen

lagernde dicke Pulverdampf eine jede Beobachtung des auf ihnen tobenden Kampfes. Nur in kurzen Zwischenräumen wieder vernehmbarer Donner ließ erraten, daß die Brigantine abermals ihre Geschütze auf den Gegner spielen lasse.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten begann der Lärm des Kampfes zu verstummen und als der Rauch sich verzog, flatterten die Farben von Venezuela über dem mit Leichen besäeten Deck der Fregatte.

José verließ jetzt seinen Beobachtungsplatz und stieg mit den Männern, welche sich während des Kampfes hier um ihn gesammelt hatten, zum Strande hinab, wo man eben im Begriff war, einige Boote zu bemannen und in See zu lassen, um dem Sieger bei einem etwaigen Versuche, das Schiff von den Klippen abzubringen, hilfreiche Hand zu bieten.

Als man vernahm, daß José den Kapitän der Brigantine persönlich kenne, wurde ihm bereitwilligst ein Platz in einem der Boote überlassen und man bat ihn, bei dem Venezuelaner das Wort für seine Gefährten zu führen.

Als José das Deck der „Libertad“ betrat, sah er den Kapitän mit einer blutigen Binde um Kopf und Arm unweit des gebrochenen Besanmastes auf einer Rolle Tauwerk sitzen.

Kapitän Brion, dieses war der eigentliche Name desselben, hatte ihn ebenfalls sogleich erkannt.

„Verzeiht, Senor,“ rief er ihm mit einem matten Lächeln zu, „daß ich hier sitzen bleibe und Euch nicht, wie es sich gebührt, begrüße. Ich habe jedoch seit gestern so viele Stöße und Risse bekommen, daß ich kaum ein Glied ohne Schmerzen rühren kann.“

José sprach hierauf dem Kapitän den Wunsch seiner Begleiter aus, ihm beim Alarmachen der beiden Schiffe Hilfe zu leisten.

„Ihre Hilfe ist mir sehr willkommen,“ versetzte Brion, „und wenn diese Leute nicht aus eigenem Antriebe gekommen wären, so würde ich sie um ihre Unterstützung gebeten haben; denn meine braven Burschen haben seit gestern furchtbar gelitten und den meisten von ihnen ist die Ruhe ebenso nötig als mir; jenen spanischen Hundten aber, die mich, nachdem sie sich bereits ergeben hatten, hernach menchlings überfielen, ist nicht zu trauen, und ich habe die wenigen waffenfähigen

Leute, die mir noch geblieben sind, nötig, um jene Meuchlerbande in Schranken zu halten.“

Der Kapitän wünschte den Versuch zu machen, die Fregatte, nachdem man dieselbe durch Ausladen der Geschütze und sonstiger Gegenstände erleichtert hatte, mit der Flut wieder von dem Riffe abzubringen. Eine nun angestellte Untersuchung ergab indessen, daß der Rumpf des Schiffes durch den Stoß gegen die Felsen völlig eingedrückt sei und daselbe infolge des entstandenen großen Leckes beim Abbringen von dem Felsen, wenn ein solches überhaupt möglich war, sofort sinken müsse.

„Ich hatte gehofft, meinem Vaterlande ein stattliches Schiff zu gewinnen,“ sprach Brion, nachdem er sich von der Erfolglosigkeit seines Planes überzeugt hatte; „da es nicht sein kann, so mögen jene braven Leute, nachdem sie mir geholfen haben, mein eigenes Fahrzeug wieder seetüchtig zu machen, das Brak des Spaniers als ehrlich verdienten Lohn behalten, während ich selbst so rasch als möglich den Hafen von Carthagena zu erreichen suchen will, um dort dem General Bolivar meine Freiwilligen zuzuführen.“

„Ihre Mitteilung, daß Bolivar sich in Carthagena befindet, erfreut mich sehr,“ versetzte José. „Wir hatten schon, da wir seit so langer Zeit keinerlei Nachrichten mehr über ihn empfangen, gefürchtet, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei und den edlen Mann, der uns, obgleich wir ihm ja völlig fremd waren, vom ersten Augenblicke an eine wahrhaft väterliche Fürsorge bewiesen hat, aufrichtig betrauert.“

„Sie scheinen hier auf dieser Insel in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt gelebt zu haben,“ entgegnete Kapitän Brion, „daß Sie noch nichts von ihm gehört haben, denn auf dem Festlande weiß jedes Kind schon seit länger als vier Wochen, daß Bolivar und sein Vetter, der Oberst Ribas, in Columbien Freischaren werben, um die Spanier wieder aus dem Lande zu treiben und daß der Tanz jeden Tag losgehen kann. Ich habe vorgestern noch zwanzig wadere Burschen, sämtlich Söhne der besten Familien von Venezuela, die mit ihren Angehörigen nach Curacao geflüchtet waren und vor Begierde brennen, unter Bolivars Fahnen wieder in ihr Vaterland zurückzukehren und den Tod so manches der ihrigen zu

rächen, an Bord genommen und befand mich mit ihnen grade auf der Fahrt nach Carthagena, als der Spanier uns in den Weg kam und Jagd auf uns machte. Leider waren wir zu schlecht mit Geschützen versehen, um ihm die Spitze bieten zu können, und so mußten wir denn unser Heil in der Flucht suchen, da ich meine Freiwilligen nicht der Gefahr aussetzen durfte, im Falle des Unterliegens in die Gefangenschaft der Spanier zu geraten, da diese alles, was in ihre Hände fällt, erschießen oder über die Planke gehen lassen. Der Himmel hat jedoch ein Einsehen gehabt und uns den Sturm gesandt, der dann den Feind in unsere Hände lieferte."

"Bis wann gedenken Sie wieder segelfertig zu sein?" fragte José.

"Nun ich denke, daß wir mit Hilfe der mir von Ihnen zugeführten wackeren Insulaner unseren Schaden bis zum Abend so weit ausgebeffert haben, um noch heute wieder unter Segel gehen zu können, denn ich werde meinen zerschossenen Mast mit den entsprechenden Hölzern von der Fregatte wieder instand setzen."

"Ich kehre sogleich zur Insel zurück," entgegnete José, "um meiner Mutter die von Ihnen empfangenen Nachrichten mitzuteilen und mich von ihr zu verabschieden; denn ich werde mich den Freiwilligen anschließen und Sie nach Carthagena begleiten. In längstens drei Stunden bin ich wieder bei Ihnen an Bord."

"Topp!" rief der Kapitän erfreut, in José's Hand einschlagend; "es gilt! Bringen Sie Ihrer Mutter meinen Gruß." —

Donna Inez war anfangs nicht wenig bestürzt, als José ihr bei der Heimkehr seinen Entschluß mittheilte. Sobald sie sich jedoch von ihrer ersten Überraschung erholt hatte, konnte sie nicht umhin, sein Vorhaben zu billigen, da sie sich sagen mußte, daß die lang ersehnte Freiheit niemals erscheinen könne, wenn sie nicht in hartem Kampfe errungen werde.

"Dein Vater, wenn er diesen Tag noch erlebt hätte, würde dich gleichfalls haben ziehen lassen," sprach sie beim Abschiede, indem sie mit Gewalt ihren Schmerz bekämpfte. "So gehe denn hin mit dem Segen deiner Mutter und sei deines Vaters und unseres Namens würdig."

Als José kurz vor Anbruch der Dämmerung wieder an Bord

anlangte, war man dort mit der Ausbesserung der erlittenen Schäden so ziemlich fertig geworden und etwa eine Stunde später ließ Kapitän Brion die Anker lichten.

Nach einer raschen, glücklichen Fahrt landete die „Libertad“ im Hafen von Carthagena, wo die Freiwilligen sich ausschifften und noch an demselben Tage ihren Marsch nach Süden antraten, um sich den Truppen Bolivars, welche sich nach den eingezogenen Nachrichten bereits auf dem Marsche nach der Grenze der Provinz Pamplona befanden, anzuschließen.

Im Paß von La Grita.

Die stillen Thäler der Cordilleren von La Grita, in denen sonst nur der melodische Sang eines einsamen Hirten oder der muntere Ruf des Jägers gehört wurde, hallten am Abend des zehnten Mai 1813 von einem hier ganz ungewohnten kriegerischen Lärm wieder, während sich zugleich in den zu der Paßhöhe hinauf führenden Schluchten ein buntes militärisches Schauspiel entwickelte.

Zu Fuß und zu Roß zog es in der Richtung von San Bartolomäo aus dem Walde hervor dem Passe zu, um hier den von Bailadores anrückenden Spaniern den Weg zu verlegen. Bald waren es die von der Sonne gebräunten, kräftigen Gestalten der Maneros aus den Stromebenen des Orinoco, eine Art moderner Centauren, mit Lanze und Wurfschnur bewaffnet; bald die flinken Söhne des Gebirges oder Bewohner der Meeresküste, welche zu Fuß, mit dem Jagdspeer, der Büchse oder wohl gar dem Enterbeil oder einer schweren Harpune bewaffnet, dem verhassten Feinde entgegenzogen.

Von den umliegenden Höhen schauten die Bewohner dieser stillen Bergregion aus sicherem Versteck mit dem Ausdrücke der Furcht und des Staunens auf die fremden Männer; denn wenn auch die Kunde zu ihnen gelangt war, daß dieselben gekommen seien, um das Land von den spanischen Eroberern zu befreien, so vermochte dieses doch das an die Stille und Einsamkeit seiner Berge gewöhnte Völkchen nicht ganz zu beruhigen und die meisten hatten es deshalb vorgezogen, dem Vorrücken der angeblichen Befreier aus gesicherter Ent-

fernung zuzuschauen. Nicht minder als sie schien der alte, im Süden des Passes sich erhebende Batallon über das zu seinen Füßen sichtbare bunte Gewimmel erstaunt zu sein. Er hatte die Wolkenkappe von seinem grauen Haupte gezogen, als ob er die dahinziehenden Scharen habe grüßen wollen, und in dem roten Lichte der Abendsonne suchte es wie ein Lächeln um seine Felsenstirne.

Aus dem Walde trabte jetzt abermals eine Schar Reiter hervor. Dieselben unterschieden sich von den Truppen, welche vor ihnen diesen Weg genommen hatten, durch bessere Kleidung und Bewaffnung. Es waren Voluntarios (Freiwillige), welche sich auf eigene Kosten ausgerüstet hatten. Sie gehörten den ersten Familien des Landes an und waren aus der Verbannung auf den Kampfplatz geeilt, um ihren Haß gegen die spanischen Unterdrücker in deren Blute zu fühlen.

An der Spitze des Zuges ritt ein junger Offizier, ein hochgewachsener, schlanker Jüngling. Sein edel geschnittenes, von langem, lockigen Haar umwalltes Gesicht und die großen, dunkel blitzenden Augen verrieten Mut und Kampflust, die sein Pferd, ein prächtiger Schimmelhengst, zu teilen schien, da der junge Reiter die Zügel fortwährend anziehen mußte, um das Tier in der Reihe zu halten.

Ein vom Walde her zu der Spitze der Schar dringender Kommandoruf bewirkte eine Veränderung der Marschrichtung und wenige Minuten später hielten die Reiter an einer sanft ansteigenden Bergthalde, wo man alsbald die Vorbereitungen zu einer Rast für Roß und Reiter treffen sah.

Während die Pferde mit Behagen das hier dem Boden entsprechende würzige Gebirgsgras abweideten, hatten sich die Reiter zu kleinen Gruppen zusammengesetzt, um während eines einfachen Imbisses, zu dem eine nahe Gebirgsquelle frischen Trunk lieferte, ihre Meinungen über das bevorstehende Zusammentreffen mit dem Feinde auszutauschen.

Die auf dem felsigen Boden weithin vernehmbaren Hufschläge eines von der Schlucht heraufkommenden Pferdes ließen die ruhenden Reiter ihre Aufmerksamkeit nach der Stelle hin richten, von der man jenen Laut vernommen hatte.

„General Bolivar,“ klang es leise von ihren Lippen, und we-

nige Augenblicke später ritt der General an die schnell sich vom Boden erhebenden Reiter heran.

„Bleibt nur ruhig liegen, Kinder,“ rief er, indem er mit der Hand winkte. „Ich bin nicht gekommen, um Euch in Eurer Ruhe zu stören; denn Ihr werdet vielleicht heute noch genug Bewegung bekommen und da muß man vorweg nehmen, was man an Ruhe erlangen kann.“

„Guten Abend, Oberst Ribas, Euch suchte ich grade. Wie ich von einem der Hirten höre, der so vernünftig gewesen ist, nicht, wie die meisten seiner Gefährten vor uns das Weite zu suchen, führt von hier aus ein für Reiter passierbarer Bergpfad zu einer Höhe über dem Pässe, von welcher aus man den Weg, den die Spanier zu passieren haben, ziemlich weit übersehen kann. Senden Sie sogleich einige von Ihren Leuten dorthin, damit sie uns melden, ob schon etwas vom Feinde zu entdecken ist; zugleich wird es nichts schaden können, wenn wir eine Feldwache dorthin stellen.“

„Ganz wohl, General,“ versetzte der Oberst, dessen Bekanntschaft wir bereits auf der Estancia San Mateo machten.

„Si, sieh da, Don José!“ — rief Bolivar, indem er auf diesen zuwritt und ihm die Hand reichte. — „Ich heiße Sie von Herzen willkommen und freue mich um so mehr, Sie hier zu sehen, als ich bereits gefürchtet hatte, daß Sie und die Ihrigen damals mit unter jenen gewesen wären, welche jenem entsetzlichen Ereignisse in Carracas zum Opfer fielen. Wie geht es Ihrer Mutter und Ihren Geschwistern, und wo befinden sie sich zur Zeit?“

„Wir haben nach jenen Schreckenstagen ein Asyl auf Buen-Ayre gefunden,“ versetzte José, „und bis vor wenigen Wochen, wo ich die Insel verließ, um dem Rufe der Freiheit zu folgen und die Waffen für das Land zu ergreifen, welches uns eine zweite Heimat geworden ist, befanden sie sich wohl, mit Ausnahme unseres alten, treuen Guamanga, welcher noch an den Folgen der Verletzungen leidet, welche er damals in Carracas davongetragen hat.“

„Es freut mich, wenigstens von den übrigen Gutes zu hören, und da ich nun weiß, daß Sie sich hier befinden, hoffe ich Sie bald wiederzusehen.“

Mit militärischem Gruße ritt der General davon, während José

in Begleitung einiger Reiter und des als Führer bestimmten Hirten den Weg zu dem ihm angewiesenen Posten antrat.

Etwa eine halbe Legua führte derselbe über sanft ansteigende, mit Wald bedeckte Abhänge, dann aber stieg der Berg schroffer, so daß die Reiter ihre Pferde verlassen mußten, um zu Fuß die letzte Höhe über dem Pässe zu ersteigen.

Es war, als man am Ziel anlangte, bereits dunkel geworden und man hoffte deshalb von Sekunde zu Sekunde, irgend eines der spanischen Wachtfeuer aufblitzen zu sehen.

Nachdem etwa eine Stunde unter vergeblichem Harren verstrichen war, machte der Führer den Vorschlag, noch bis zu einer wenige hundert Schritte weit gelegenen Hütte vorzurücken, bei deren Bewohnern man vielleicht die gewünschte Kunde über die Stellung des spanischen Heeres erlangen könne.

José willigte ein und in tiefer Finsternis legten die Männer, über Stock und Stein weiter tappend, den Weg zu der Hütte zurück.

Erst als man das Ziel nahezu erreicht hatte und der im Osten aufsteigende Mond das Gebirge mit seinem hellen Lichte übergieß, wurde der Weg allmählich besser, so daß man jetzt rascher weiter zu kommen vermochte.

Einen leisen, zischenden Warnungslaut ausstoßend warf sich der Führer jetzt plötzlich zu Boden, und wenngleich José und seine Begleiter nicht imstande waren, den Grund dieses seltsamen Benehmens des Mannes zu entdecken, so folgten sie doch seinem Beispiele.

Vorsichtig kroch José, eng an den Boden geschmiegt, bis zu dem Führer hin, um sich bei diesem zu erkundigen, was er gesehen habe.

„Es scheinen mir Soldaten im Hause zu sein,“ versetzte jener, „und ich halte es nicht für unmöglich, daß die Spanier uns zuvor gekommen sind.“

„Aber, was sollen wir thun?“ fragte José, „wir können uns dem Hause nicht weiter nähern, ohne von dort gesehen zu werden und doch müssen wir wissen, ob Cuere Vermutung richtig ist.“

„Es giebt nur ein Mittel,“ versetzte der Führer leise. „Wir müssen zurückkriechen, bis wir die nächste hinter uns liegende Schlucht erreichen. In ihrem Schutze können wir das Haus umgehen und

uns unbemerkt von der entgegengesetzten Seite demselben nähern. Dort reicht das Gebüsch bis nahe an das Haus heran; dann aber werden, wenn wirklich Spanier sich darin befinden, diese ihre Aufmerksamkeit nur nach der Richtung lenken, aus welcher sie den Feind erwarten.“

Dieser Vorschlag wurde sogleich ausgeführt und etwa zehn Minuten später befanden sich die Männer auf der entgegengesetzten Seite abermals in der Nähe des Hauses.

José schritt mit dem Führer seinen Begleitern voraus und gelangte, ohne von jemanden bemerkt worden zu sein, zu der aus Baumstämmen roh gezimmerten Hütte, aus deren Innern der Schall mehrerer Männerstimmen, sowie das Klirren von Waffen ihnen entgegen tönte.

Immer deutlicher erklangen jetzt die Stimmen und eine derselben ließ José jetzt mit angehaltenem Atem aufhorchen und befestigte die Vermutung, daß man es mit Spaniern zu thun habe, denn er erkannte in jener Stimme die des Feindes seiner Familie, des elenden Nunez.

Sein Entschluß, den Schurken aufzuheben und mit in das Lager zu nehmen, war sogleich gefaßt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Hütte nur einen Ausgang habe, und Nunez ihm nicht auf einem anderen Wege entweichen könne, trat er, den blanken Säbel in der Rechten und eine gespannte Pistole in der Linken haltend, durch die Thür in die von einem qualmenden Kienspan dürrig erleuchtete Hütte.

In dem kleinen düstern Raume befand sich Nunez, der die Abzeichen eines Capitano trug und vier spanische Soldaten, welche soeben ihre Abendmahlzeit beendet zu haben schienen.

„Ergebt Euch!“ rief José den bei seinem Eintritt aufspringenden und ihre Waffen ergreifenden Spaniern zu.

„Ergeben — und das einem solchen Milchgesichte wie dir? — niemals,“ versetzte Nunez mit einem Hohn gelächter. „Auf ihn, meine Burschen, stopft dem Knaben das Maul!“ rief er dann seinen Leuten zu, während er selbst eine Pistole hervorzog und auf José abfeuerte.

Sicherer als die Kugel, welche in die Holzwand der Hütte

schlug, war der Säbelhieb, welchen José im nächsten Augenblicke gegen den Kopf des Capitano führte und der diesem die erhobene Hand zerschchnitt.

Mit einem Wutgebrüll ließ Munez seine Pistole fallen und versuchte, da seine Leute wenig Lust zu einem Kampfe zu haben schienen und offenbar unschlüssig waren, was sie thun sollten, durch das Fenster ins Freie zu gelangen, wobei er jedoch von José's Leuten ergriffen wurde.

Dieser ließ den Gefangenen unter der Obhut eines seiner Leute zurück und ging dann wieder hinaus, um für den Fall, daß noch andere Spanier in der Nähe seien und vielleicht durch den Schuß herbeigelockt worden waren, seine Maßregeln zu treffen.

Es ließ sich jedoch, so aufmerksam man auch umherpähte, nichts Verdächtiges bemerken und man überzeugte sich, daß man es hier nur mit einem vereinzelteten Streispiket zu thun habe.

Als José mit seinen Leuten nach der Hütte zurückkehrte, berichtete ihm der dort von ihm Zurückgelassene, daß einer der gefangenen Spanier mit ihm zu sprechen wünsche.

Nachdem José den Mann hatte vor sich treten lassen, berichtete ihm dieser, daß er Caraguaner (Bezeichnung der Bewohner von Carracas) sei und nur gezwungen bei den Spaniern diene. Er sprach sodann den Wunsch aus, in die Armee Bolivars einzutreten und an der Befreiung seines Vaterlandes von der Gewaltherrschaft der Spanier teilnehmen zu können.

José erklärte dem Mann, daß er selbst nicht die Befugnis habe, über die Erfüllung seines Wunsches zu entscheiden und forderte ihn zunächst auf, seine gute Gesinnung dadurch zu beweisen, daß er mittheile, was er über die Stärke und Stellung der spanischen Armee wisse.

Der Überläufer gab sogleich die gewünschte Auskunft und berichtete unter anderm auch, daß die nächste spanische Feldwache etwa eine halbe Legua weit entfernt sei.

José, dem es darauf ankam, zu wissen, ob man den Angaben des Mannes trauen dürfe, beschloß sogleich mit einigen seiner Leute jene Feldwache aufzusuchen, um sich zunächst von der Richtigkeit wenigstens dieses Theiles der erhaltenen Angaben zu überzeugen.“

Acht von seinen Leuten ließ er zur Bewachung der Gefangenen zurück und machte sich dann mit den beiden übrigen, sowie dem bisherigen Führer und dem Caraguianer auf den Weg, um die Feldwache aufzusuchen.

Nach einem Marsche von etwa einer halben Stunde sah man die Feldwache, welche es gar nicht einmal der Mühe wert gehalten zu haben schien, Sicherheitsposten vorzuschieben und das Bild, welches sich hier bot, bewies, daß die Spanier, wie auch der Kundschafter ausgesagt hatte, sich völlig sicher glaubten. Das Vordringen des Capitano Rumez bis zu der kleinen Gebirgshütte war mehr ein Fouragierzug als eine Sicherheitsmaßregel gewesen, und José kehrte befriedigt von dem, was er gesehen und gehört von seinem Gange wieder zu der Hütte zurück.

Nachdem er seine Gefangenen nebst einem Berichte über das, was er in Erfahrung gebracht, in das Lager gesandt hatte, richtete er sich mit seinen Begleitern für die Nacht in der Hütte ein.

Der erste Waffengang.

Bald nachdem die helle Morgen Sonne über die bewaldeten Höhen emporgestiegen war, begann es drunten im Lager der Independentes lebendig zu werden, und kaum eine halbe Stunde später setzten sich die Kolonnen bereits durch den Paß gegen das spanische Lager in Bewegung.

Die Spanier, welche offenbar keine Ahnung davon hatten, daß der Feind, den sie außerdem für schwächer halten mochten, als er in der That war, ihnen bereits so nahe sei, waren nicht wenig überrascht, als sie vom Schlafe erwacht, dessen Heerhaufen plötzlich von der Paßhöhe gegen sich heranrückten sahen.

In Eile ließ General Monteverde, der Befehlshaber der Spanier, seine Truppen in Schlachtordnung treten und die in dicht gedrängten Kolonnen aus dem Passe anstürmenden Gegner mit einem Hagel von Geschossen begrüßen.

Für kurze Zeit gerieten die zum größten Teil noch wenig kriegserfahrenen Freischaren Bolivars bei diesem Empfange in Ver-

wirrung, doch Bolivar, der dieses vorausgesehen haben mochte, stellte sich selbst an ihre Spitze und führte sie so zum Sturme gegen die spanischen Reihen.

Das Schlachtfeld war insofern für die Angreifer ungünstig gewählt, als sie nur langsam ihre Streitkräfte entwickeln konnten und bis dahin unter dem Feuer der jetzt auf den Engpaß gerichteten spanischen Geschütze furchtbare Verluste erlitten.

Oberst Ribas, welcher mit seinen Reitern noch ziemlich weit vom Ausgange des Passes entfernt war und die Gefahr alsbald erkannte, ließ seine Leute absteigen und sie, die Pferde am Zügel führend, die Anhöhe zu seiner Rechten erklettern. Hier angelangt, wurde sogleich wieder die Kolonne formiert, und wenige Minuten später brach der Reitertrupp aus einem Seitenthale hervor, den erschreckten Spaniern, die hier keinen Feind erwartet hatten, in die Flanke.

Alles vor sich niederwerfend, wandte sich die tapfere Schar dorthin, von wo die Batterie von einer kleinen Anhöhe noch immer Tod und Verderben in die dicht gedrängten Reihen der aus dem Paß hervordringenden Independenten schleuderte.

Eine sich ihnen entgegenstellende Schwadron spanischer Dragoner wurde im ersten Anprall geworfen und zersprengt, dann ging es mit verhängtem Zügel weiter gegen die Batterie vor.

Dort hatte man inzwischen die herannahende Gefahr bemerkt und ein Teil der Geschütze wurde nun gegen den heranstürmenden Reiterhaufen gerichtet.

Eine der ersten auf diesen abgefeuerten Kugeln hatte dem mutig seinen Leuten voranstürmenden Obersten Ribas das Pferd getötet. Fast gleichzeitig mit ihm sank auch der Fahnenträger der kleinen Schar und diese begann, als sie sich des tapferen Führers beraubt sah, unter dem jetzt immer heftiger werdenden Feuer der Spanier zu weichen.

José, welcher sich in der Nähe des gefallenen Fahnenträgers befand und mit Schrecken die beginnende Entmutigung seiner Gefährten wahrte, sprengte zu der Stelle hin, an welcher jener gefallen war.

Oft genug hatte der alte Guamanga schon in seiner Jugend

zur Kurzweil mit ihm die Kunst geübt, vom Sattel herab in vollem Rosseslaufe einen auf der Erde liegenden Gegenstand aufzuheben. Es war ihm deshalb ein Leichtes, sich, ohne sein Pferd zu verlassen, der am Boden liegenden Fahne zu bemächtigen.

Den Säbel in die Linke nehmend und sich in den Bügeln hebend, ließ er das Banner hoch über seinem Haupte flattern und sprengte so, die weichenden Kameraden durch lauten Zuruf ermutigend, ihnen voran auf die Batterie los.

Abermals schmetterte jetzt eine furchtbare Salve in die schon stark gelichteten Reihen der Reiter und José sah mit Schrecken, wie die Zahl seiner Begleiter sich immer mehr verringerte — noch eine solche Salve und jede Hoffnung auf einen Erfolg, von dem wiederum das Schicksal der ganzen Schlacht abhängig sein konnte, war verloren.

Man war jetzt nur noch etwa fünfzig Schritte von der Batterie entfernt; die spanischen Artilleristen machten sich abermals fertig, auf die Anstürmenden Feuer zu geben, und das Schicksal der kleinen Schar hing jetzt an wenigen Augenblicken.

Mit dem Rufe „vorwärts!“ drückte José seinem Pferde die Sporen in die Flanken, daß das Blut hervordrang. In mächtigen Sätzen stürmte das wackere Tier dahin und trug ihn wenige Augenblicke später mitten zwischen die erschreckten Kanoniere.

Noch mancher von den wackeren Reitern fand in dem sich nun entspinrenden Kampfe seinen Tod; doch der Zweck des Angriffes war erreicht und die Batterie zum Schweigen gebracht.

General Monteverde hatte inzwischen die Zeit so gut als möglich benutzt, seine Leute zu ordnen und bei der großen Übermacht der Spanier war die Lage Bolivars trotz des errungenen Erfolges immerhin noch eine sehr mißliche. Jeder seiner Soldaten wußte jedoch, daß von dem Ausgange dieses ersten Zusammentreffens mit den Spaniern der ganze Erfolg des Feldzuges abhängen würde, da nur im Falle eines Sieges eine Erhebung des Landes zu erwarten war. Hierzu kam, daß die spanischen Soldaten, zum größten Teil Söhne des Landes, nur widerwillig gegen die Befreier ihres Vaterlandes fochten, während diese außer von ihrer Vaterlandsliebe noch von der Rache gegen die spanischen Unterdrücker entflammt waren, die so

manche ihrer Freunde und Verwandten in grausamer Weise getötet hatten.

Alles dies bewirkte, daß die Independenten trotz der Überzahl ihrer Gegner immer mehr Vorteile über diese gewannen, und als nun gar während des Kampfes einzelne spanische Kompagnien ihre Stellungen verließen und zu den Gegnern übergingen, begann den Übrigen der Mut zu sinken und bald befand sich das spanische Heer auf wilder Flucht.

Bolívar sandte sogleich einen Teil seiner Reiterei, darunter die halbwilden Söhne der Llano, dem flüchtigen Feinde nach und hielt dann Heerschau über seine Scharen.

Die Verluste, welche man namentlich bei Beginn des Kampfes durch die spanische Artillerie erlitten hatte, waren nicht unbedeutende und dort, wo der Paß sich in das Thal öffnete, lagen die Toten und Verwundeten in Haufen aufgeschichtet; dennoch war die Zahl der Streiter insolge des durch Überläufer erhaltenen Zuwachses nach der Schlacht eine größere als vor derselben.

Oberst Ribas, welcher wie durch ein Wunder dem Getümmel entgangen war, und sich, da er seine Leute nicht mehr hatte erreichen können, einem anderen Truppenteile angeschlossen hatte, erschien zur lebhaften Freude der Freischar nach kurzer Zeit wieder bei seinen Leuten.

Derselbe war trotz seines Unfalles Zeuge des mutigen Benehmens José's gewesen und als General Bolívar nach beendeter Schlacht an der Front der Freiwilligen entlang ritt und sich beim Obersten nach dem Zustande des stark dezimierten Regimentes erkundigte, unterließ dieser es nicht, den Anteil der Reiter an dem Erfolge des Tages und das rühmliche Verhalten José's zur Kenntniß des Generals zu bringen.

Bolívar lenkte, nachdem er den Rapport des Obersten zu Ende gehört hatte, sein Pferd zu der Stelle hin, an welcher José sich befand und reichte diesem die Hand.

„Wer seine Kameraden auf dem Schlachtfelde zu führen und im rechten Augenblicke das Rechte zu finden versteht, verdient den Posten, den er im Augenblicke der Not eingenommen hat, auch zu behalten. Teniente Huanca wird deshalb an Stelle des gefallenen

Capitano Selvas die Führung der zweiten Schwadron übernehmen.“

Das Gefühl, daß die José zu teil gewordene Auszeichnung nur eine verdiente sei, ließ bei seinen Gefährten keinen Neid gegen ihn aufkommen und mit einem laut donnernden „viva Bolivar! — viva el capitano!“ gaben sie ihre Freude an der Ernennung ihres Waffengefährten zu erkennen.

Die große Anzahl von Überläufern, welche im Laufe der nächsten Tage die Reihen der Independenten verstärkte, machte es Bolivar möglich, in Merida seine Armee zu teilen und mit der einen Hälfte derselben in südlicher Richtung nach Carracas zu marschieren, während Oberst Ribas mit der andern den sich auf Porto Caballo zurückziehenden Feind verfolgte, welcher sich bei Niquitao, Betioque und Barquesimeto vergebens noch einmal gegen seine Verfolger zu stellen suchte.

Auf der Flucht.

Während der Lärm des Kampfes das sonst so stille Thal von la Orita durchhallte und die zur Bewachung des etwa eine Legua vom Schlachtfelde entfernt aufgefahrenen Kriegsgepäcks der Independenten zurückgelassenen Truppen ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich den Vorgängen auf dem Schlachtfelde zuwandten, schlich sich eine in eine alte wollene Pferdedecke gehüllte Gestalt vorsichtig zwischen den in langen Reihen aufgestellten Paumaultieren dem nächsten Walde zu.

Unter der die Gestalt des Mannes verhüllenden unscheinbaren Decke ließen sich, während dieser rasch seinen Weg verfolgte, die Abzeichen einer spanischen Offiziersuniform erkennen, deren Träger kein anderer war, als der am Abend zuvor durch José gefangen genommene Capitano Nunez.

Es konnte dem Glücksjäger, von dem es allerdings schien, als ob das Glück ihm wenig hold sei, kaum einen Vorteil bieten, aufs neue sein Schicksal mit dem einer geschlagenen Armee zu verbinden und Nunez wandte sich denn auch, statt seinen fliehenden Landsleuten

zu folgen, nach Süden, wo er nach kurzer Zeit schon zwischen den dicht bewaldeten Hängen längs den Ufern des hier noch als munterer Gebirgsbach dahinströmenden Caparro, eines Nebenflusses des in den Orinoco sich ergießenden Apure, verschwand.

Dem Laufe des Baches folgend, wanderte er mit einigen Unterbrechungen, welche er durch Ruhen, sowie das Sammeln von Waldfrüchten zur Stillung seines Hungers ausfüllte, bis er bei Anbruch des Abends in geringer Entfernung den Rauch eines Feuers über dem Ufergebüsch emporswirbeln sah.

Einige Augenblicke blieb er, unschlüssig, ob er unbewaffnet, wie er war, es wagen sollte, sich dem Feuer zu nahen, stehen.

Er hatte jedoch seither hinreichend Gelegenheit gehabt, die harmlose Sinnesart der Bewohner dieser Berge kennen zu lernen und nach kurzem Besinnen schon schritt er weiter.

Nach wenigen Minuten hatte er das Feuer erreicht, erschraf jedoch nicht wenig, als er aus dem Gebüsch hervortretend, statt eines Hirten zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer vor sich sah, welche eben damit beschäftigt waren, einen erlegten Hirsch am Feuer zu braten.

Die finstere Miene des älteren der beiden Männer, deren Gesichtsbildung ihre indianische Abstammung erkennen ließ, verkündete ihm wenig Gutes, und er würde sich am liebsten sogleich wieder entfernt und das Weite gesucht haben, wenn er sich nicht hätte sagen müssen, daß er seine Lage durch den Versuch einer Flucht, die ihm doch kaum etwas genützt haben würde, nur verschlechtern könne. Er hielt es deshalb für besser, die Gastfreundschaft der beiden Indianer anzusprechen, um sich dadurch vielleicht die freundschaftliche Gesinnung zu sichern, welche Religion und Gebräuche der meisten wilden Völker dem Gaste gegenüber gebieten.

Auf seine in ängstlichem Tone hervorgestammelte Bitte, sich an der Mahlzeit beteiligen zu dürfen, forderte der ältere der beiden Indianer, ein Mann von riesenhaftem Gliederbau, welcher etwa dreißig Jahre zählen mochte, ihn durch einen stummen Wink auf, sich an dem Feuer niederzulassen und fuhr dann, ohne sich im mindesten weiter um seinen Gast zu kümmern, fort, den auf seinen eisernen Ladestock gespießten Braten über dem Feuer zu drehen.

Nunez, welcher während des Tages nur einige wilde Beeren aufzujuchen vermocht hatte, ließ seinen Blick mit dem Ausdrucke des Verlangens auf dem aus Cassavebrot und Bananen bestehenden Mundvorrat der beiden Indianer ruhen. Der jüngere derselben, ein schlanker Jüngling von vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahren, dem dieses nicht entgangen war, hob ihm lächelnd die Tasche, in der jene Dinge sich befanden, hin und schritt dann, während Nunez begierig zugriff, dem nahen Bache zu, um hier mittelst einer mit Leder überzogenen Jagdflasche Wasser zu schöpfen.

Sobald der junge Indianer, welcher von seinem Gefährten Juan genannt wurde, zurückgekehrt war, nahm Esteban, der ältere, den jetzt fertigen Braten vom Feuer und beide begannen dann ihrem Gaste bei dem Mahle Gesellschaft zu leisten.

Der finstere Zug, welchen Nunez bei seiner Ankunft auf Estebans Gesicht bemerkt zu haben glaubte und der ihm nicht wenig Sorge gemacht hatte, war jetzt verschwunden, und wenn Esteban seinem Gaste auch im Gegensatz zu seinem jüngeren Gefährten immer noch mit einer gewissen Zurückhaltung begegnete, so gewann Nunez doch allmählich die Gewißheit, daß ihm keine Gefahr hier drohe.

Von den Anstrengungen des Tages ermüdet, überließ er sich deshalb bald nach beendeter Mahlzeit der Ruhe und schon nach kurzer Zeit verkündete ein festes Schnarchen seinen tiefen Schlaf.

Die beiden Indianer hatten sich gleichzeitig mit ihrem Gaste in einiger Entfernung von diesem zum Schlafe niedergelegt, während dieses jedoch geschah, hatte ein von Nunez unbemerkt gebliebener Blick Estebans seinen jungen Gefährten aufgefordert, sich wach zu halten.

Sobald Esteban sich überzeugt hatte, daß Nunez eingeschlafen sei, wandte er den Kopf dorthin, wo sein Gefährte sich befand.

„Weißt du, wer jener Mann ist?“ fragte er in der Quichuasprache, welche die Indianer der Hochlande von Peru und Ecuador noch heute unter sich als die ehrwürdige Sprache ihrer Vorfahren reden.

„Es ist der Mann, welcher die Familie unseres Stammeshauptes verfolgt hat,“ versetzte Juan. „Der Bart, den er früher nicht trug, hat mich eine Zeit lang getäuscht. Als du mir bei der

Rückkehr vom Fluße ein Zeichen machtest, erkannte ich ihn. Doch was er auch Böses gethan haben mag, vergiß nicht, daß er an unserm Feuer gefessen hat und unser Gast gewesen ist.“

„Es wird ihm nichts geschehen,“ versetzte Esteban. „Als ich ihn zuerst wahrte, war ich allerdings im Begriffe, ihn zu töten; doch daß er keine Waffen trug, rettete ihn. Als er sich dann an unserm Feuer niedersezte und du ihm, ohne ihn zu kennen, von unserm Brote gabst, ist ein anderer Gedanke in meinem Kopfe wach geworden. Er darf seiner Strafe nicht entgehen, aber bevor er diese erleidet, soll er uns behilflich sein, die Spur derer, die wir suchen, zu finden, denn ich zweifle nicht, daß er sie kennt.“

„Es wird schwer sein, ihn darüber zu befragen, ohne daß er Verdacht gegen uns schöpft,“ versetzte Juan.

„Mit Klugheit, Vorsicht und Geduld ist vieles zu erreichen, was schwer erscheint, und der mächtige Geist, welcher ihn uns auf den Weg gesandt hat, wird uns auch weiter helfen.“

„Das ist nur ein Zufall gewesen,“ warf Juan ein, „denn es giebt keine Geister und wenn Pater Dominicus deine Worte gehört hätte, würde er dich zur Strafe zweimal den Rosenkranz haben beten lassen.“

„Du redest, wie nur ein Knabe reden kann; wenn du dereinst ein Mann sein wirst, dann werden auch deine Gedanken andere sein. Wenn du Augen und Ohren gebrauchen wolltest, so könntest du das Wirken der Götter erfahren, an die du nicht glaubst, weil du sie noch nicht kennen gelernt hast. Haben wir nicht noch heute den Lärm des Kampfes durch die Berge toben hören, zu dem der alte blutige Kriegsgott die Söhne Amerikas zusammengerufen hat, um die fremden Eindringlinge aus dem Lande zu treiben. Daß er den Kämpfern für die Freiheit des Landes hold und günstig gewesen ist und ihnen beigestanden hat, kannst du daraus sehen, daß jener Mann dort sich auf der Flucht befindet und an unserm Feuer Schutz und Speise gesucht hat. Bald wird die Kriegsfackel auch von den Bergen unserer Heimat emporlohen und das Volk der Peruaner und Quitenen zum Kampfe gegen den verhassten Feind rufen. Wenn dann mit Hilfe der alten Götter der Feind aus dem Lande getrieben ist, dann werden auch die schwarzen Väter mit ihrem unsichtbaren

Gotte uns wieder verlassen und an seine Stelle werden die alten Götter mit Leibern von Gold und edlem Gestein wieder auf ihre Altäre einziehen. Der Christengott, welchem Pater Dominicus dient, mag für die Spanier gut sein, für uns ist er es nicht, denn seit das Volk ihn angebetet hat, sind Blut und Thränen über unser Land gekommen, in welchem, bevor man ihn uns brachte, Glück und Frieden war und dessen Herrscher selbst von den alten Göttern abstammten.“

Esteban war allmählich so in Eifer geraten, daß er die nötige Vorsicht vergessen und immer lauter geredet hatte.

Ein Wink Juans ließ ihn seinen Blick dorthin richten, wo der spanische Capitano ruhte, der sich jetzt schlaftrunken aufrichtete, da der laute Schall der Worte Estebans ihn aufgeweckt hatte.

Vergebens spähte Nunez nach der Veranlassung des Geräusches, welches seinen Schlaf gestört hatte; denn die beiden Indianer lagen regungslos da und ihre regelmäßigen tiefen Atemzüge verkündeten ihren festen Schlaf.

Der erkünstelte Schlaf Juans, dessen jugendlicher Körper den Forderungen der Natur nicht lange zu widerstehen vermochte, wurde nach kurzer Zeit schon zu einem wirklichen, während Esteban noch lange den Gedanken nachhing, welche das Gespräch mit dem Bruder in seiner Brust geweckt hatte; doch endlich ergab auch er sich dem Schlafe, um von den alten Göttern seines Volkes und den geheimnisvollen Sagen zu träumen, welche davon im Volke umgehen.

Nachdem die drei Männer am andern Morgen erwacht waren und ein einfaches Mahl eingenommen hatten, richtete Nunez an Esteban die Frage, ob er den Weg nach San Fernando kenne und ob er anders geneigt sei, gegen eine gute Belohnung ihn dorthin zu bringen.

„Wir sind Jäger und jeder Weg ist uns recht,“ versetzte Esteban, dem alles daran lag, in Nunez Gesellschaft zu bleiben. „Ich kenne den Weg nach Fernando und wenn es uns gelingt, irgendwo in der Nähe Pferde oder Maultiere zu erlangen, so werden wir in neun Tagen dort sein; zu Fuß gebrauchen wir mehr als das Doppelte.“ Er verschwieg dabei, daß er seine Kenntniss der ungefähren Richtung des Weges und der Entfernung nach der genannten Stadt

nur dem zufälligen Zusammentreffen mit einem Maultiertreiber verdanke, dem er am Tage zuvor begegnet war, der Weg dorthin ihm aber in Wirklichkeit so unbekannt sei als Nunez selbst.

Im Laufe des Tages erreichte man die Niederung und erblickte hier in der Ferne eine Estancia. Da dieselbe nicht in der Richtung lag, welche man Esteban als die nach Fernando angegeben hatte, so hieß er Juan und den Capitano auf ihn warten und begab sich allein zu der etwa drei Leguas entfernten Estancia, um die nötigen Reittiere zu kaufen und sich zugleich genau nach dem Wege zu erkundigen.

Am achten Tage erreichten die drei Männer, wie Esteban vorausgesagt hatte, die Stadt Fernando und Nunez, der während des Marsches die Anstelligkeit und Bescheidenheit seiner beiden Begleiter sowie deren Dienstleistungen schätzen gelernt hatte und deshalb auch für die Folge nicht entbehren mochte, machte ihnen den Vorschlag, sich dem Regimente, in welches er hier einzutreten beabsichtige, als seine Diener anzuschließen, indem er sie großmütig seiner Protection bei allen nur möglichen Gelegenheiten versicherte.

„Mil gracias, Senor,“ versetzte Esteban. „Ich bin ein freier Jäger und ein Leben, wie ich es als euer Diener führen müßte, nicht gewohnt; doch wenn Ihr meinen Bruder als Diener annehmen wollt, so habe ich nichts dagegen. Der Knabe ist noch jung genug, um sich in die Menschen schicken zu können und was er hier lernt, wird ihm später vielleicht nützen können.“

Nunez, welchem der sanfte und freundliche Juan weit besser gefiel, als der stolze, ernste und oft finstere Esteban, und der ohnehin mit einem Diener völlig ausreichte, war über diesen Vorschlag sehr erfreut, und da ein nur von Juan bemerkter Blick Estebans diesem bedeutet hatte, daß er die Stelle annehmen solle, so war die Sache bald abgemacht. Esteban empfing den für sein Führeramt ausbedungenen Lohn und nahm dann für unbestimmte Zeit von seinem Bruder Abschied um, wie er vorgab, in den Llanos zwischen dem Apure und dem Guanaparo der Jagd obzuliegen.

Der Tigrero.

Der glühende Sonnenschein eines heißen Maitages brütete über der weiten Llano. Jedes Tier- und Pflanzenleben schien unter der Einwirkung der sengenden Strahlen erstorben zu sein und nur in der Luft, welche in der Glut zitterte, war noch Leben bemerkbar. Selbst der Windhauch, welcher von Zeit zu Zeit über die unabsehbare, jetzt von der Hitze verdorrten braunem Grase bedeckte Fläche strich, und ein seltsam knisterndes Geräusch in den hohen dürrn Halmen hervorrief, vermochte keine Erfrischung zu gewähren, da er dem Ddem eines Backofens glich.

Der zwischen hohen lehmigen Ufern dem Orinoco zuströmende Guanaparo hatte seinen niedrigsten Wasserstand erreicht und ließ, nur noch einen Teil seines Bettes ausfüllend, zwischen sich und dem hohen Ufer Raum für zwei Reiter, welche den Schatten des von dichtem Gebüsch bedeckten Ufers aufsuchend, langsam längs des Stromes dahin ritten.

Die allmählich höher steigende Sonne hatte jetzt den schmalen Schattenrand bis nah an die Uferbank zurückgetrieben und die beiden Reiter spähten mit sehnsüchtigen Blicken nach einer Stelle, welche ihnen und ihren ermatteten Tieren während der Mittagsstunden einigen Schutz gewähren könne.

In einiger Entfernung von sich erblickten sie jetzt eine Gruppe von Mangobäumen, welche hier mit ihrem weitgespannten, dichten Blätterdache den gewünschten Schatten bot.

Das tief eingesenkte, von dichtem Gebüsch überwucherte Ufer ließ erkennen, daß zur Regenzeit hier ein Bach in den Fluß münde und ihre Pferde am Zügel nach sich führend, drangen die beiden Reiter in dem nun ausgetrockneten Bette desselben eine kleine Strecke in das Gebüsch ein, legten sich im Schatten eines Baumes nieder und begannen, während die Pferde das hier noch ziemlich frische Gras begierig abweideten, ein aus gedörrtem Fleisch und Cassavebrot bestehendes einfaches Mahl einzunehmen.

Die Kleidung der beiden Männer war die gewöhnliche Tracht der Planeros: weite Beinkleider aus hellem, leichtem Baumwollen-

stoff, eine kurze enge Jacke, ein weißer weiter Staubmantel und dazu der breitrandige leichte Strohhut. So schlicht und abgetragen aber auch alle diese Gegenstände fein mochten, so konnte man aus dem Benehmen der beiden Männer unschwer erkennen, daß man es hier nicht mit einfachen Maneros zu thun habe. Namentlich der jüngere von ihnen, ein schöner in der Kraft seiner Jahre stehender Mann mit blitzenden schwarzen Augen und militärischer Haltung ließ keinen Zweifel darüber, daß er ein vollendeter Caballero sei.

Das Benehmen des andern, welcher einige Jahre mehr zählen mochte als sein Gefährte und dessen Haar und Bart bereits anfang in Grau überzugehen, zeigte im Gegensatz zu diesem eine gewisse Verbtheit, die jedoch sehr wohl zu seinem gutmütigen jovialen und frischen Gesichte paßte.

„Ich will froh sein, Excellenza,“ sprach er zu seinem Begleiter sich wendend, „wenn wir erst einmal wieder glücklich aus dieser verdammten Gegend heraus sind, denn wir müssen jetzt jeden Tag auf den Beginn des Regenwetters rechnen und dann mag der Teufel in diesem Labyrinth von Wasserläufen umherreiten.“

„Trotzdem müssen wir bis San Fernando vordringen, um zu erfahren, was die Spanier dort gegen uns im Schilde führen.“

„Aber da hätten wir doch einen oder zwei von unseren Leuten statt unser schicken können; diese würden weniger Gefahr gelaufen haben, erkannt zu werden und deshalb vielleicht mehr erfahren haben als wir.“

„Ich wüßte im Augenblicke in der That niemanden, dem ich eine solche Sendung hätte anvertrauen können; meine Maneros, so prächtige und brauchbare Burschen sie auch im Kampfe sein mögen, zu diplomatischen Geschäften sind sie einmal nicht zu gebrauchen; dann wißt Ihr aber auch, Oberst Arizmendi, daß nebenher der Wunsch, meine Familie in Sicherheit zu bringen, bevor meine Beteiligung an dem Kampfe bekannt wird, Teil an meinem Entschlusse hat.“

Der Knall eines in nächster Nähe abgefeuerten Flintenschusses machte dem Gespräch der beiden Männer hier plötzlich ein Ende. Während sie sich erschreckt nach dem Schützen umsahen, rauschte es in dem Wipfel eines der nächsten Bäume, dann vernahm man das

knackende Geräusch brechender Zweige und im nächsten Augenblicke stürzte der schwere Körper eines großen Thieres mitten zwischen die erschreckt auseinanderspringenden Pferde der beiden Reiter nieder.

Ein Blick genügte den Männern, um sie in jenem soeben zur Erde gefallenen Gegenstande einen starken Panther erkennen zu lassen, der sich jetzt mit krampfhaften Zuckungen wenige Schritte von ihnen entfernt im Todeskampfe wand.

Während einiger Minuten nahm das noch im Sterben furchtbare Tier die volle Aufmerksamkeit der beiden in Anspruch, und als sie sich nun von dem inzwischen verendeten Raubtiere abwandten, um sich nach dem Schützen umzusehen, erblickten sie am Rande des Gebüsches die dort stehende Gestalt eines Indianers, welcher soeben damit beschäftigt war, seine abgeschossene Büchse wieder zu laden.

„Das war ein Meisterschuß,“ rief der Mann mit den schwarzen Augen dem Schützen zu, „und er ist für uns, wie ich sehe, grade zur rechten Zeit gekommen — nehmt unsern Dank dafür. Wenn es Euch gefällt, so mögt Ihr unser Frühstück mit uns teilen.“

„Ich nehme Eure Einladung an, Senor,“ versetzte der Jäger, in welchem der Leser vielleicht schon Esteban, den Sohn Guamangas, erkannt hat. „Der eben von mir erlegte Panther scheint alles Wild hier aus der Gegend vertrieben zu haben, denn ich bin seit dem frühen Morgen bereits umhergestreift, ohne auch nur eine Klaue oder eine Feder gesehen zu haben.“

„Wie kommt Ihr denn eigentlich hierher?“ fragte Oberst Arismendi nach einer kleinen Pause, welche die Männer durch Essen ausgefüllt hatten. „Ihr stammt Euerm Aussehen nach nicht aus unserm Lande.“

„Da habt Ihr recht gesehen, Senor, ich bin ein Sohn der Berge von Quito und nur hierher gekommen, um hier eine Spur zu suchen.“

„Und darf man wissen, welche das ist?“

„Euch gegenüber brauche ich kein Geheimnis daraus zu machen, denn aus Euerm Gespräch, welches der Zufall, der mich hierher führte, zum Teil mit anhören ließ, habe ich erkannt, daß Ihr ebenfalls ein Feind der Spanier seid. Also, um es kurz zu machen: ich suche die Spur der Senora Juanca, welche mit ihren Kindern

nach Venezuela geflohen ist und von der ich glaube, daß sie sich hier irgendwo in den Stromebenen verborgen hält."

"Da werdet Ihr Euch täuschen," bemerkte der jüngere der Männer, "denn ich erinnere mich vor etwa Jahresfrist gehört zu haben, daß eine Dame des Namens, den Ihr soeben nanntet, in Carracas wohnte; das war allerdings vor dem großen Erdbeben, wo sie später geblieben ist, kann ich nicht sagen; übrigens könnt Ihr das vielleicht durch den General Bolivar erfahren, der sie zu kennen schien."

"Und wo finde ich diesen?"

"Das vermag ich Euch augenblicklich nicht zu sagen; denn das hängt von seinem Glücke ab; auf jeden Fall befindet er sich irgendwo auf dem Wege nach Carracas. Weiter im Norden wird jedes Kind Euch sagen können, wo Ihr ihn findet."

"Mil gracias, Señor," versetzte der Tigrero, "und um mich für Euere Mitteilung erkenntlich zu erweisen, will ich Euch, vorausgesetzt, daß Ihr, wie ich glaube, der General Paez (spr. Pa-es) seid, einen guten Rat geben."

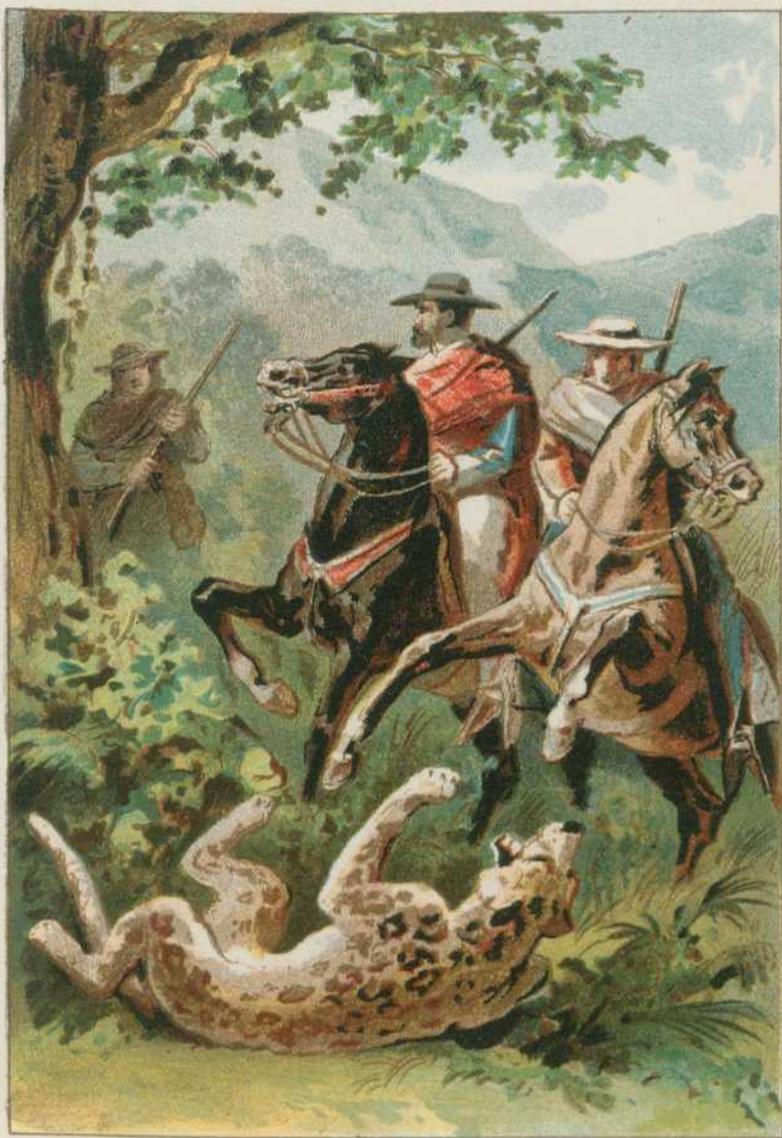
"Ich bin der, für den Ihr mich haltet," versetzte der General, "und was ratet Ihr mir?"

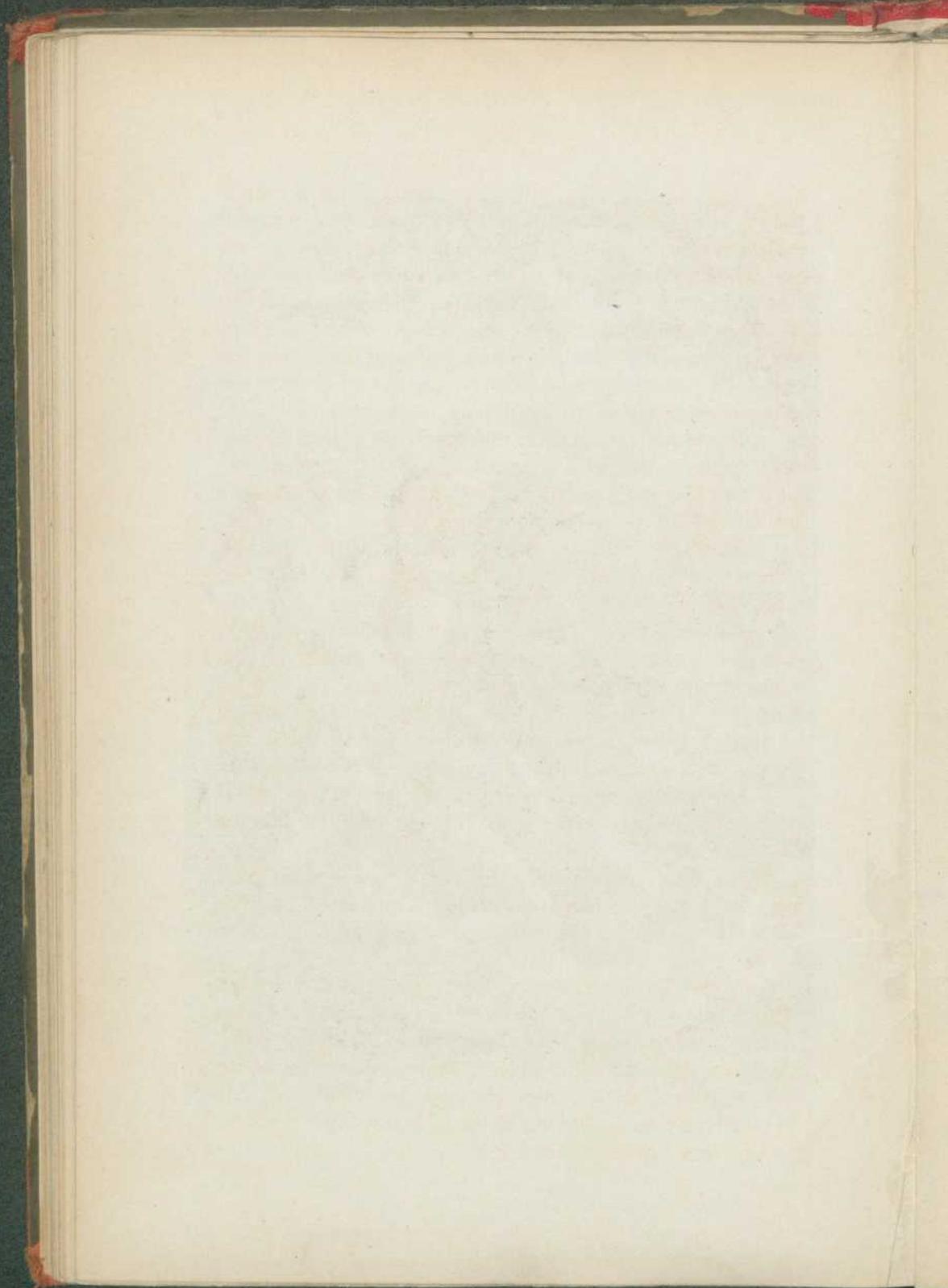
"Daß Ihr nicht nach San Fernando geht, denn ich weiß, daß General Boves einen Preis auf Euern Kopf gesetzt und Euer Haus mit seinen Spionen umgeben hat, da er weiß, daß Ihr in der Nähe seid und er deshalb annimmt, daß Ihr Euere Familie aufsuchen werdet."

"Par dios, was sagt Ihr — Boves in San Fernando?" — rief der General erschreckt aus.

"Er ist seit vier Tagen dort und bemüht sich, da die Maneros, welche das spanische Regiment hassen, sich seinen Werbungen auf ihren schnellen Rossen durch die Flucht in die Stromebenen entziehen, statt ihrer die Negerklaven von den benachbarten Pflanzungen zu Soldaten zu machen, indem er sie durch die Zusicherung ihrer Freiheit veranlaßt, ihren Herren zu entlaufen. Wo dieses Mittel nicht anschlägt, nimmt er sie auch mit Gewalt."

"Boves ist ein Ungeheuer an Wildheit und Roheit; doch wir müssen in ihm unsern gefährlichsten Gegner achten, denn er weiß in





allen Lagen das beste Mittel für seinen Zweck zu finden. Er ist zugleich ein Teufel und ein Genie. Wenn aber außer ihm noch eine Legion von Teufeln sich in San Fernando befände und diese sämtlich auf mich Jagd machten, so würde mich dieses nicht abhalten, dennoch meinen Plan auszuführen; denn ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis ich die Meinigen vor Boves in Sicherheit weiß, der bereits mehr als einmal gezeigt hat, daß ihm da, wo es gilt seine Feinde zu treffen, nichts heilig ist und er selbst das Leben eines unschuldigen Kindes nicht schont.“

„Ihr würdet Euch unnötiger Weise in Gefahr begeben, Senor,“ sprach Esteban, „und nichts erreichen; wenn Ihr also wünscht, daß Euere Familie die Stadt verläßt, so sendet mich hinein, dieses zu bewirken.“

„Euch?“ — fragte der General erstaunt; „in der That, der Gedanke wäre nicht übel; aber sagt mir, welchen Zweck habt Ihr dabei, Euch mir anzubieten?“

„Welchen Zweck? — nun den, Euch zu helfen; denn wo es gegen diese verfluchten Spanier geht, müssen alle Freunde der Unabhängigkeit zusammenhalten. Ich bin ein einfacher Tigreiro, und wenn ich von den Spionen des Generals Boves erwischt und an den nächsten Baum gehängt werde, so ist das weniger schlimm, als wenn Euch, dem General Paez, das passiert, von dem Boves selbst gesagt hat, daß Ihr einer der schlimmsten und gefährlichsten von den aufständischen Führern wäret. Hier heißt es: Einer für Alle und Alle für Einen.“

„Ich nehme dein Anerbieten an, mein Freund,“ sprach Paez, indem er dem Tigreiro seine Hand reichte, „Einer für Alle und Alle für Einen, das ist ein gutes Wort und ich werde es nicht vergessen.“

Die drei Männer rasteten noch bis gegen vier Uhr nachmittags in dem Gehölz, dann erhoben sie sich und nachdem Esteban sein am jenseitigen Rande des Gebüsches angepflücktes Pferd herbeigeholt hatte, schwangen sie sich in die Sättel und erreichten in raschem Mitt mit Anbruch der Dunkelheit eine etwa zwei Leguas von San Fernando entfernte, am Ufer des Apure gelegene Estancia, mit deren Besitzer General Paez befreundet war.

Das ausgedehnte Gehöft lag, als man sich demselben näherte, wie ausgestorben da. Die zahlreichen Kinder, Kofse und Maultiere, welche sonst in dessen Umgebung zu weiden pflegten, waren verschwunden, ebenso ließ sich keiner von den zahlreichen Peons und Baqueros sehen.

„Hier scheint sich auch schon die Thätigkeit des Generals Boves bemerkbar zu machen,“ sagte Paez, indem er sein Pferd durch das zum Hofe führende Gitterthor lenkte.

Ebenso wie die übrigen Teile des Gehöftes lag auch das Herrenhaus öde da; erst auf den lauten Hollaruf des Generals streckte ein alter Neger seinen weißen Wollkopf durch die Thür und betrachtete die drei Männer mit dem Ausdrucke des Mißtrauens.

„Kommt heraus, Cato,“ rief Paez dem Alten zu, „und sage mir, was hier vorgefallen ist.“

„Berzeiht, Senor, daß ich Euch in der unscheinbaren Cobiga (Mantel) nicht gleich erkannt habe,“ versetzte der Schwarze, „Ihr kommt in ein leeres Haus,“ setzte er dann mit traurigem Blicke hinzu. „Donna Josefa ist auf den Wunsch Don Amadeos schon vor drei Tagen mit den Kindern nach dem Hato (Biehhof) am Arauca aufgebrochen, weil Don Amadeo, nachdem die Spanier ihm sein Vieh und seine Diener genommen hatten, seine Familie hier nicht mehr für sicher hielt; Don Amadeo selbst ist gestern, als er eben im Begriff war, der Senora zu folgen, von den Spaniern gefangen genommen und gefesselt nach San Fernando gebracht worden.“

„Ich verstehe,“ murmelte Paez dumpf, „man hat wahrscheinlich bemerkt, daß er nicht gut königlich gesinnt ist und das genügt heutigen Tages, um einen friedlichen Bürger in das Gefängnis, wenn nicht gar an den Galgen zu bringen. Das Schicksal meines Freundes,“ wandte er sich dann an seine Begleiter, „zeigt uns, daß wir keinen Augenblick zögern dürfen, unser Vorhaben auszuführen, wenn wir nicht zu spät kommen wollen. Ich hätte gern unseren müden Pferden einige Ruhe gegönnt; doch vorläufig dürfen wir weder für sie noch für uns an eine solche denken. Sie werden uns noch die wenigen Leguas bis San Fernando tragen, welches wir in wenig mehr als zwei Stunden erreicht haben können.“

„Berzeiht, Senor, wenn ich anderer Meinung bin,“ versetzte

Esteban, „Eure Anwesenheit in San Fernando kann in diesem Augenblicke nichts nützen. Ich habe mir unterwegs bereits einen Plan ausgedacht, mit Hilfe dessen ich die Senora mit den Kindern ohne Euch aus der Stadt und in Sicherheit zu bringen gedenke. Wenn Ihr meinem Rate folgen wollt, so bleibt Ihr einstweilen hier, wo Euch niemand vermuten wird.“

„Welche Rolle habt Ihr mir denn bei der Sache zugebracht?“ fragte Oberst Arismendi; „ich werde doch mit Euch reiten dürfen, denn soviel ich weiß, kennt mich mit Ausnahme etwa des Schurken Boves, welcher früher unter mir gedient hat, niemand in San Fernando.“

„Auf Eure Mitwirkung habe ich allerdings gerechnet und es ist mir lieb, daß Ihr in San Fernando nicht bekannt seid; da man aber immerhin nicht weiß, wie der Teufel dort sein Spiel haben und wen er uns dort in den Weg führen könnte, so halte ich es für nötig, daß Ihr Euch Gesicht und Hände schwarz färbt. Ihr werdet dann Eurer ganzen Gestalt nach leicht für einen Neger durchgehen.“

„Alle Teufel auch,“ rief der Oberst lachend aus, „Ihr macht mir da in Bezug auf meine Schönheit ein ganz verdammt schlechtes Kompliment, aber ich glaube in der That, daß ich mit meinem runden dicken Kopfe und meiner Stumpfnase einen ganz passablen Nigger abgebe, wenn erst einmal die nötige Farbe darauf sitzt, und ich bin ordentlich neugierig darauf, mich als solchen einmal zu sehen.“

„Es ist besser, wenn dieses gleich geschieht; in San Fernando könnte uns Zeit und Gelegenheit dazu fehlen,“ entgegnete Esteban.

Er und der Oberst stiegen hierauf von ihren Pferden und traten in das Haus. Als sie dasselbe nach kurzer Zeit wieder verließen, war mit dem Obersten eine solche Veränderung vorgegangen, daß wohl keiner von seinen Freunden ihn wieder erkannt haben würde und selbst der ernste Paez ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Vamos, Senor,“ drängte Esteban, indem er sich auf sein Pferd schwang, „wir dürfen nun keinen Augenblick mehr verlieren. Noch Eines“ — wandte er sich, schon im Begriff seinem Pferde die Sporen zu geben, an Paez, „Ihr tragt da einen Ring am Finger, um den

ich Euch für kurze Zeit bitten möchte, da ich seiner vielleicht bei der Senora, welche mich nicht kennt, bedürfen werde, um mich als Euer Abgesandter auszuweisen.“

Baez streifte den Ring ab und reichte ihn dem Tigrero. „Da nehmt,“ sprach er, „es ist mein Trauring; möge er heute zum zweitenmale dazu dienen, uns zu vereinigen.“

Wenige Minuten später waren die beiden Reiter, von den besten Wünschen des nur widerwillig zurückbleibenden Baez begleitet, in dem Dunkel des Abends verschwunden.

Eine Kriegslist.

Spät in der Nacht langten die beiden Männer San Fernando gegenüber am Ufer des Apure an, dessen Wogen leise rauschend und gurgelnd zu ihren Füßen vorüberzogen.

„Aber wie werden wir hier hinüberkommen?“ fragte Oberst Arismendi, indem er seinen Blick über die weite dunkle Fläche schweifen ließ.

„Wir würden hier allerdings bis zum Morgen warten müssen, wenn nicht ein Zufall noch ein Boot herüberführte,“ versetzte der Tigrero; „doch seid ohne Sorgen, ich werde Euch hinüberschaffen bevor eine Stunde vergangen ist, folgt mir.“

Längs dem Strome dahinreitend, erreichten die Männer nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde eine einsam am Ufer liegende Schilfhütte, welche der Tigrero auf einer seiner Streifereien wenige Tage zuvor entdeckt hatte.

Der Bewohner derselben, ein weißköpfiger Mulatte, erklärte, nachdem er auf den Ruf des Tigrero brummend herbeigekommen war, daß es für heute zu spät sei, um nach San Fernando hinüberfahren zu können. „Man würde Euch, wenn ich wirklich noch übersetzen wollte, doch nicht in die Stadt lassen.“

„Das möge unsere Sorge sein,“ versetzte der Tigrero kurz; „wenn Ihr uns jetzt nicht fahren wollt, so brauchen wir Euer Hilfe überhaupt nicht. Hier ist ein Peso, wählet.“

„Gut, ich werde fahren,“ versetzte der Mulatte, indem er sein Boot instand zu setzen begann.

Wie der Tigrero vorausgesagt, hatten die beiden Verbündeten, noch bevor eine Stunde vergangen war, die Stadt vor sich liegen, und zwar naheten sie sich derselben grade von der Seite, auf welcher am Rande der dunklen Häusermasse das dem Obersten von einem früheren Besuche desselben bekannte Landhaus des Generals Paez sich befand.

„Wenn Ihr noch weitere fünf Pesos verdienen wollt,“ wandte sich, als man das Ufer erreicht hatte, der Tigrero an den Mulatten, „so laßt Euer Boot bis morgen früh zu unserer Verfügung.“

„Sagen wir zehn,“ versetzte der Mulatte, „dann bin ich einverstanden.“

„Ihr seid ein Unverschämter. Doch wenn Ihr nicht anders wollt, so sei es. Ihr legt dort an jener Landspitze an und laßt Euch durch nichts, was es auch sei, bewegen, dieselbe auf eine weitere Entfernung als höchstens zwanzig Schritte zu verlassen, damit Ihr, sobald ich Euch rufe, zu meinen Diensten seid. Mein Gefährte hier wird bei Euch bleiben.“

„Ich dachte, ich sollte Euch helfen,“ bemerkte der Oberst enttäuscht.

„Ein Nigger hat überhaupt gar nichts zu denken,“ versetzte der Tigrero kurz; „ich will es so und damit basta.“ Damit sprang er auf das Ufer und war bald in den dunkeln Straßen der Stadt verschwunden.

Er schritt an dem Hause des Generals vorüber, ohne mehr als einen kurzen Blick auf das in tiefer Dunkelheit daliegende Gebäude zu werfen und wandte sich der Gegend zu, in welcher die Wohnung des Capitano Nunez sich befand.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch hier alles dunkel sei, ließ er den Laut der Chincharra, einer in jenen Gegenden heimischen, etwa vier Zentimeter langen Grillenart ertönen, welcher von dem hellen Glücken einer Henne bis zu dem schrillen Pfeifen einer Dampfmaschine variiert; dann folgte der leisere Ton der Nachtschwalbe, welcher sich dreimal in kurzen Zwischenräumen wiederholte.

Schon nach Verlauf von wenigen Minuten öffnete sich eine

Thür und eine dunkle Gestalt schlich, nach allen Seiten sich umschauend, näher.

„Es ist gut, daß du kommst,“ sagte Juan, nachdem er den Bruder begrüßt hatte, „ich habe gute Nachrichten; aber warum klopfst du nicht, oder darf der Capitano nicht um deine Anwesenheit wissen?“

„Es ist besser, wenn er nichts davon weiß; er wird sie morgen früh noch zeitig genug erfahren, denn du mußt mich begleiten und wirst nicht zurückkehren; zunächst aber mußt du mir einen Mantel und eine Mütze, sowie einen Säbel des Capitano verschaffen.“

Ohne einen Augenblick zu zögern eilte Juan davon, denn der Wille seines Bruders war für ihn eine Macht, der er sich unbedingt beugte.

Schnell war Esteban mit den von Juan herbeigeholten Gegenständen bekleidet; dann traten beide den Weg zum Hause des Generals an, auf welchem Esteban seinen Bruder mit dem Zwecke seines Hierseins bekannt machte.

Laut mit dem Säbel klirrend schritt der Tigrero auf das Haus zu.

„Quien vive?“ ließ sich jetzt der Ruf einer Schildwache vernehmen und im nächsten Augenblicke sahen sich die Brüder von einer der hier aufgestellten Wachen aufgehalten.

Der Tigrero stieß einen dumpfen unverständlichen Ruf aus und Juan, welcher vorher von ihm über das, was er zu thun hatte, unterrichtet war, rief dem ihm bekannten Posten zu: „Kennst du den Capitano nicht, du Dummkopf?“

„Verzeiht, Senor,“ entgegnete der Soldat zur Seite tretend, „ich hatte das Paßwort, welches Ihr mir gabet, nicht verstanden.“

Ungehindert schritten die beiden nun dem Hause zu; auf dem halben Wege dorthin blieben sie jedoch stehen und Juan kehrte eilig zu dem Wachtposten zurück.

„Rufe einen deiner Kameraden herbei,“ gebot er dem Posten, „der Capitano will die Kinder des Generals mit sich nehmen und wünscht für den Fall, daß man sich ihm widersetzt, noch einen Mann bei sich zu haben.“

Auf den Ruf des Postens kam eilig ein Soldat aus einem

nahe gelegenen Hause herbeigelaufen und schloß sich, nachdem er mit seinem Auftrage bekannt gemacht war, dem Diener des Capitano an.

Der Tigreiro hatte unterdessen das Haus erreicht und dort leicht an einem Fensterladen geklopft.

Auf die von innen an ihn gerichtete Frage, wer draußen sei, versetzte er, seinen Mund an den Fensterladen legend, mit gedämpfter Stimme: „öffnet schnell, General Baez sendet mich.“

Wenige Augenblicke später wurde die Hausthüre vorsichtig geöffnet und zwar so, daß eine von innen angebrachte Sperrkette den Eintritt verhinderte und in der schmalen Spalte erschien der Kopf eines alten Dieners.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Ich bin ein Bote des Generals Baez,“ versetzte der Tigreiro, „und muß die Senora sofort sprechen, die Sache hat Eile; hier ist meine Bestätigung.“ Damit überreichte er dem Diener den ihm von Baez übergebenen Ring.

„Geduldet Euch einen Augenblick,“ entgegnete der Diener; „ich muß, bevor ich Euch einlasse, die Genehmigung der Senora einholen,“ damit zog er sich zurück und schloß die Thüre wieder zu.

Juan war während dieser Zeit mit seinem Begleiter herbeigekommen.

„Der Capitano wünscht nur im Nothfall Gewalt zu gebrauchen,“ flüsterte er dem Soldaten zu. „Ihr bleibt deshalb hier draußen stehen und wartet bis man Euch ruft.“

„Tretet näher, Senor,“ ließ sich wenige Minuten später die Stimme des Dieners vernehmen, worauf der Tigreiro und sein Bruder in das Haus eintraten.

Donna Josefä, welche sich bereits zur Ruhe begeben hatte, infolge der Meldung ihres Dieners aber wieder aufgestanden war, ließ die beiden Männer in das Familienzimmer führen, in welches sie bereits wenige Augenblicke später eintrat.

„Verzeiht, Senora, daß wir Euch zu dieser späten Stunde stören,“ sprach der Tigreiro; „doch die Verhältnisse zwingen mich dazu. Es droht Ihnen Gefahr und General Baez, welcher sich nur wenige Leguas von hier befindet, hat mich beauftragt, Euch mit den Kindern noch in dieser Nacht zu ihm zu bringen.“

„Wißt Ihr auch, daß unjer Haus von spanischen Wachen umgeben ist?“

„Ich weiß es, Senora, und habe meine Maßregeln danach getroffen; doch fragt mich nicht weiter, sondern vertraut mir und eilet, denn jeder verlorene Augenblick kann uns Gefahr bringen. Ihr müßt die Kleidung eines Guerer Diener anlegen und unter dieser Maske die Kinder hinausführen.“

„Ich kenne Euch zwar nicht, doch der Ring, den Ihr mir gebracht habt, genügt mir, um Euch zu folgen,“ versetzte die Senora. „Geduldet Euch einen Augenblick, ich werde thun, was Ihr gewünscht habt.“

Wenige Minuten später erschien sie in der von dem Tigvero angedeuteten Verkleidung mit ihren drei Kindern, einem Knaben von etwa acht und zwei kleinen Mädchen von etwa drei und fünf Jahren an der Hand.

Die Kleinen, welche man aus dem ersten süßen Schlummer aufgeweckt hatte, sahen noch recht verschlafen drein; aber wenn sie auch offenbar nicht begriffen, was mit ihnen geschehen sollte, so spiegelte sich doch, als sie die beiden fremden Männer vor sich sahen, der Ausdruck der Besorgnis in ihren kleinen Gesichtern.

„Ihr tragt am besten das Jüngste,“ wandte sich der Tigvero an die Senora, „während ich und mein Bruder die beiden andern an die Hand nehmen.“

„Fürchtet Euch nicht, Kinder,“ sprach er dann zu diesen, „wir bringen euch zu dem Vater.“ Trotz dieser Versicherung jedoch schienen die Kinder dem ihnen fremden und etwas finster aussehenden Mann nur geringes Vertrauen zu schenken und zogen sich, als er den Knaben an die Hand nehmen wollte, scheu vor ihm zurück, wogegen sie auf einen Wink ihrer Mutter willig dem freundlichen Juan folgten.

Dieser war der erste, welcher die beiden Kinder an der Hand führend, das Haus wieder verließ; hierauf folgte die Senora mit dem Jüngsten und dann der Tigvero allein.

„Wir haben, wie Ihr seht, Eurer Hilfe nicht bedurft,“ sprach Juan zu dem draußen wartenden Soldaten; „Ihr könnt nun wieder gehen; aber jagt Euren Kameraden, daß sie auf ihrer Hut sind,

denn der General Paez ist in der Nähe und man befürchtet, daß er einen Versuch machen wird, seine Familie zu befreien, weshalb wir uns denn auch der jungen Brut bemächtigt haben. Vergeßt das ja nicht Euern Kameraden zu sagen; der Capitano hat mir noch besonders aufgetragen, Euch dieses mitzuteilen.

„Ganz wohl, Muchacho (mein Junge), ich werde es ausrichten; doch sage mir, hast du nicht einen Real für mich übrig; ich besitze nicht einen Centabo und möchte gerne meine trockene Kehle etwas anfeuchten.“

„Das kann ich dir bei dieser Hitze nicht verdenken, die sogar des Nachts kaum nachläßt; da hast du was ich grade in der Tasche habe, aber hüte dich, daß du nicht zuviel trinkst und deine Augen nicht unklar werden.“

Während dieser Unterhaltung hatte man den Posten erreicht, welcher, als er den Capitano mit seinen Begleitern herankommen sah, ehrerbietig zurücktrat und der militärischen Vorschrift gemäß grüßte.

Sobald man den Posten aus den Augen verloren hatte, blieb der Tigrero stehen.

„Wir müssen uns jetzt anders verteilen,“ sprach er. „Ihr, Senora, nehmt den Knaben an der Hand, Juan trägt das kleinere und ich das größere der beiden Mädchen.“

Schnell war der Tausch bewerkstelligt; dann schritten die beiden Männer so schnell als die Senora mit dem Knaben zu folgen vermochte, durch die stillen Straßen dem Hafen zu.

Als man sich der Stelle näherte, an welcher das Boot sich befand, blieb der Tigrero plötzlich stehen und gab den übrigen ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten.

Vom Flusse her vernahm man jetzt unterdrückte zornige Rufe und ein Geräusch, welches erkennen ließ, daß dort ein Kampf stattfand.

Der Tigrero ließ das von ihm auf den Armen getragene Kind vorsichtig zur Erde gleiten und eilte dann, seinen Gefährten unbedingte Stille empfehlend, mit unhörbaren Schritten zwischen den das Ufer bedeckenden Haufen aufgestapelten Treibholzes der Landestelle zu.

Das kleine Fahrzeug war, als er dieselbe erreichte, von hier verschwunden, dagegen wahrte er in einiger Entfernung einen auf dem Strome treibenden dunkeln Gegenstand, in welchem er das Boot zu erkennen glaubte. Von dorthier gingen auch, wie er sich jetzt überzeugte, die zuvor gehörten Laute aus.

Durch das leise Rauschen und Gurgeln der Flut hörte er jetzt deutlich das Schnaufen und Stampfen zweier sich Balgenden; dann vernahm er einen unterdrückten Schrei und ein denselben begleitendes plätscherndes Geräusch ließ erkennen, daß die Kämpfenden oder wenigstens einer derselben in das Wasser gestürzt sei.

Unter anderen Verhältnissen würde der Tigrero, ein ausgezeichneter Schwimmer, keinen Augenblick gezögert haben, zu dem Boote hinüber zu schwimmen und seinem offenbar bedrohten Gefährten Hilfe zu bringen; bei der Menge von Alligatoren, welche den Fluß bevölkerten, würde ein solches Unternehmen jedoch sicherer Tod gewesen sein und wenn der Tigrero sich auch zu jeder andern Zeit nicht gescheut haben würde, das Leben zur Rettung eines Gefährten auf das Spiel zu setzen, so durfte er dasselbe doch hier, wo die Rettung seiner Schützlinge allein von ihm abhing, nicht leichtsinnig wagen.

Während diese Erwägungen durch seinen Kopf zogen, vernahm er das Geräusch von Rudern und glaubte gleichzeitig zu bemerken, daß das Boot sich langsam der Landestelle wieder näherte.

Um seine Gegenwart nicht zu verraten, verbarg er sich hinter einem hier auf den Sand gezogenen Boote und wartete so das Näherkommen des Bootes ab, welches wenige Minuten später wieder am Ufer anlegte.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen erkannte der Tigrero in dem jetzt aus dem Boote an das Land steigenden Manne den Obersten, welcher lang atmend und keuchend herantrat und sich den Schweiß vom Gesichte wischend, dem Versteck des Tigrero zuschritt.

Als der Oberst die dunkle Gestalt des aus dem Schatten des Bootes hervortretenden Mannes wahrte, sprang er zurück und riß eine Pistole aus dem Gürtel.

„Ich bin es,“ bemerkte der Tigrero ruhig, „und freue mich,

Euch noch hier zu finden, denn ich hatte schon gefürchtet, daß Ihr dem Mulatten unterlegen wäret.“

„Sehr weit war es auch grade nicht davon entfernt,“ versetzte der Oberst, „und ich habe es nur meinen beiden Fäusten und auch wohl ein wenig dem Glücke zu verdanken, daß ich nicht statt jenes schwarzen Burschen über Bord gegangen bin. Der Bursche hatte nämlich, wie er mich merken ließ, aus einigen von uns fallen gelassenen Worten den Verdacht geschöpft, daß wir etwas gegen die Königlichen im Schilde führten. Im ersten Augenblicke mag der Gedanke an den ihm in Aussicht gestellten guten Verdienste seine Bedenken niedergeschlagen haben; nachdem Ihr aber weg waret, wollte er durchaus wissen, was wir zu thun beabsichtigten. Da ich nicht wußte, ob ich ihn in unsere Angelegenheit einweihen durfte, so weigerte ich mich, ihm eine Antwort auf seine Frage zu geben und verwies ihn damit an Euch. Ich hoffte schon, ihn vorläufig damit befriedigt zu haben, als er plötzlich das Boot vom Ufer stieß. Als ich ihn zwingen wollte zurückzukehren, gerieten wir in Streit, dessen Ende Ihr wahrscheinlich gesehen habt. Es war nicht meine Absicht, den Mann zu töten und ich versuchte ihm, sobald ich selbst glücklich wieder aus dem Wasser in das Boot gelangt war, Hilfe zu leisten. Er muß jedoch sogleich untergesunken sein, denn es war nichts mehr von ihm zu sehen.“

Juan war unterdessen auf ein von dem Tigrero gegebenes Zeichen mit der Senora und den Kindern herangekommen und die kleine Gesellschaft bestieg nun das Boot.

Zunächst schlug man die Richtung nach der Hütte des Mulatten ein, wo die beiden Männer ihre Pferde stehen gelassen hatten.

„Wir müssen unsern ursprünglichen Plan ändern,“ sagte der Tigrero auf dem Wege dorthin. „Ich hatte nämlich darauf gerechnet, daß wir den Spaniern zwei von ihren Pferden, welche bis vor wenigen Tagen drüben auf der Plano weideten, wegnehmen könnten, um dieselben für die Senora und meinen Bruder zu benutzen; die Tiere scheinen jedoch auf einen andern Weideplatz geschafft worden zu sein, und da wir uns nicht damit aufhalten können, sie zu suchen, so müßt Ihr allein mit unsern Pferden zu dem General zurückkehren und ihm sagen, daß er uns mit Tagesanbruch an dem toten Arme des Gua-

rico bei el Gato-Viego finden wird. Es hat das auch den Vorzug, daß der Senora und den Kindern ein großer Teil des anstrengenden Reitweges nach dem Lager der Alaneros erspart wird, den sie weit bequemer auf dem Wasser zurücklegen, welches noch dazu den großen Vorteil für uns bietet, daß es keine Spuren hinterläßt.“

Bei Barquesimeto.

Der Kampf bei Barquesimeto war der letzte Versuch der Spanier, die ihnen unter dem Befehle des Obersten Ribas auf dem Fuße folgenden Independenten für kurze Zeit zum Stillstehen zu bringen, und so die Zeit zu einem ungehinderten Übergange über die Sierra zu finden.

Dieses aber war es, was Oberst Ribas um jeden Preis verhindern wollte; denn die bis jetzt von den Independenten errungenen Vorteile wurden grade dadurch gesichert, daß die einzige augenblicklich noch im Felde stehende spanische Armee von der Hauptstadt getrennt war, wo sie sonst leicht neue Streitkräfte hätte heranziehen können.

Ribas, der die Absicht des Gegners, bei Barquesimeto einen Übergang über die Sierra zu versuchen, erriet, hatte, noch ehe die Spanier jene Stadt erreichten, bereits seine Vorbereitungen getroffen, um jedes Abweichen derselben von der einmal eingeschlagenen Rückzugslinie zu verhindern, indem er einen Teil seiner Reiterei, sowie eine Kompagnie Schützen rechtzeitig auf einem Umwege zu einer Umgehung des Feindes vorausgeschickt hatte.

Unter der Führung eines der Gegend kundigen Mannes trat die Kolonne, zwei Tage bevor man die Stadt erreichte, ihren Marsch an. Ein großer Teil des Weges führte durch für Kavallerie schwer passierbare Gebirgspfade, auf denen die Reiter ihre Pferde am Zügel führen mußten.

Wochten aber auch die Anstrengungen, welche die wackeren Männer während zweier Tage zu erdulden hatten, noch so groß sein, der Zweck des Marsches war erreicht und als die Spanier in Barquesimeto eintrafen, und den Ort zur Verteidigung einrichteten,

war ihnen die Gewinnung des Siegespreises — der Marsch nach Carracas — bereits so gut wie unmöglich gemacht.

Mit Sonnenuntergang des zweiten Marschtages erreichten die von Oberst Ribas vorausgeschickten Reiter ihr Ziel, ein etwa eine Legua nordöstlich von Barquesimeto liegendes, von hohen bewaldeten Gebirgskämmen eingeschlossenes und von kleinen Waldstreifen durchzogenes liebliches Thal, in welchem sich die Wege nach Puerto Cabello und Carracas scheiden.

Kapitän Villa-Nueva, der Führer der Independenten, hatte seine Schar am östlichen Abhange des Thales aufgestellt, wo der Weg nach Carracas in das Gebirge eintritt.

Als ältester Offizier und Führer der Truppe hatte er für sich und seine Leute die Ehre in Anspruch genommen, das Vordertreffen zu bilden, während die Schwadron Don José's weiter zurück am Eingange des Passes aufgestellt war.

Die Zeit bis zum Eintreten der völligen Finsternis wurde dazu benutzt, um die Stellung der Schar durch Anbringung von Verhauen so gut, als es in der Eile möglich war, zu sichern; dann gestattete man den ermüdeten Reitern sich der vielleicht nur kurzen Ruhe hinzugeben.

Don José und Kapitän Villa-Nueva waren in Erwartung des bevorstehenden Kampfes an einem Wachtfeuer sitzen geblieben und besprachen den zu erwartenden Angriff, als ein Mann von der nach Barquesimeto hin vorgeschobenen Feldwache herbeigeeilt kam und die Meldung machte, daß der Feind herannah.

Villa-Nueva ließ sogleich seine Leute wecken und sich zur Gegenwehr rüsten.

Etwa fünf Minuten später trafen auch schon die übrigen Mannschaften der Feldwache ein, welche den Befehl gehabt hatte, sich beim Herannahen des Feindes zurückzuziehen, ohne sich demselben zu verraten, da man ihn so viel als möglich überraschen wollte.

Die Vorhut der Spanier ließ nun gleichfalls nicht mehr lange auf sich warten; machte jedoch beim Erblicken der vor dem Pässe aufgestellten Independenten alsbald Halt und zog sich, als sie mit einer lebhaften Salve begrüßt wurde, diese erwidern langsam zurück.

Es vergingen hierauf etwa zehn Minuten, ohne daß man weiter von den Spaniern etwas gehört oder gesehen hätte.

„Man scheint uns hier nicht erwartet zu haben,“ bemerkte Kapitän Villa-Nueva zu dem neben ihm haltenden José; „wir sehen aber zugleich, wie gut es war, daß wir während des Marsches alles daran gesetzt haben, diesen Ort so schnell als möglich zu erreichen. Nur vier Stunden später und alles würde vergebens gewesen sein, denn wenn die Spanier vor uns diesen Paß erreicht hätten, so würde nichts mehr imstande gewesen sein, sie von dem Marsche nach Carracas abzuhalten, indem dann wenige Kompanien genügt hätten, uns vielleicht mehrere Tage lang an dieser Stelle aufzuhalten, während das Heer ungehindert seinen Marsch nach Carracas fortsetzte.“

Trompetensignale und laute Kommandorufe zeigten an, daß die Spanier zum Angriffe herannahen und wenige Minuten später begann der Kampf.

Die vortreffliche Stellung der Independenten glich für sie die Überlegenheit der Zahl des Gegners einigermaßen aus; auch die Dunkelheit kam ihnen sehr zu statten, indem diese den Spaniern die geringe Zahl der Verteidiger des Passes verbarg.

Diesen Vorteil benutzend ließ Kapitän Villa-Nueva, um die Spanier glauben zu machen, daß sie eine größere Schar vor sich hätten, das Signal zum Avancieren geben und gleichzeitig die beiden Schwadronen zum Angriffe vorgehen.

Im ersten Augenblicke wichen die Spanier vor dem Anprall der Reiter zurück und Kapitän Villa-Nueva würde vielleicht seinen Zweck, die offenbar überraschten und fassungslosen Gegner auf die von ihnen verlassene Straße nach Puerta Cabello zurückzudrängen, erreicht haben, wenn nicht jetzt, was der Kapitän in Berechnung zu ziehen übersehen hatte, der Mond über den Bergen emporgestiegen wäre.

Raum hatten die Spanier, von der eingetretenen Helle begünstigt, die geringe Zahl ihrer Gegner entdeckt, als sie von einigen inzwischen herangekommenen Geschützen unterstützt, aufs neue zum Angriffe vordrangen.

Die Enge der Thalschlucht, welche bisher die Independenten begünstigt hatte, begann nun für dieselben in hohem Grade ver-

hängnisvoll zu werden, indem ihre dicht zusammengedrängten Scharen furchtbar unter dem Feuer der spanischen Geschütze litten.

Da man, in die Schlucht eingekesselt, die Pferde nicht benutzen konnte, so waren die Reiter abgestiegen, um mit Säbel und Lanze zu Fuß zu kämpfen, während man die Pferde, um sie nicht unnütz den feindlichen Kugeln preiszugeben, tiefer in die Schlucht brachte.

Schon war der Augenblick, an welchem, wie sich mit Sicherheit voraussehen ließ, der letzte der Verteidiger des Passes gefallen und der Weg durch diesen für die Spanier offen sein würde, nicht mehr fern, als der Donner von Geschützen in der rechten Flanke des spanischen Heeres erkennen ließ, daß die Hauptmacht der Independentes unter Oberst Ribas angelangt sei.

Die bedrohten Verteidiger des Passes beantworteten diese erfreuliche Kunde mit einem lauten Jubelgeschrei und gingen von der Verteidigung zum Angriff über, während die Spanier, welche den Feind noch mit der Belagerung des von ihnen verchanzten Barquesimeto beschäftigt glaubten, in Verwirrung gerieten.

Wenige Minuten später wurde der Angriff auf den Engpaß völlig eingestellt und es begann nun, während einige Bataillone den Kampf gegen die Hauptmacht der Independentes fortsetzten, der Rückzug der übrigen Truppen auf Puerte Cabello.

Sobald Oberst Ribas sich überzeugt hatte, daß die spanische Armee sich im Abzuge befinde, brach er den Kampf ab; denn sein Ziel war erreicht und seine Leute, welche ihm dieses durch die Ertragung der größten Beschwerden möglich gemacht hatten, bedurften der Ruhe.

Bald nach Beendigung des Gefechts erschien Oberst Ribas, von seinem Stabe begleitet, am Eingange des Passes, wo Don José an Stelle des verwundeten Villa-Nueva ihm den üblichen Rapport erstattete.

Als der Oberst das kleine Häuflein der überlebenden Verteidiger des Passes über sah, von denen die meisten mehr oder weniger bedeutende Wunden davongetragen hatten, nahm er seinen Hut ab und sprach den tapfern Männern seinen Dank aus, dann ritt er abermals auf José zu und reichte diesem die Hand. „Ihnen, Capitano,“ sagte er, „glaube ich für das, was Sie mit diesen braven

Leuten gethan haben, nicht besser danken zu können, als dadurch, daß ich Sie beauftrage, persönlich die Botschaft von dem heute errungenen Erfolge an den General Bolivar zu bringen; den übriggebliebenen Teil Ihrer Schwadron werde ich, ebenso wie die des Kapitäns Villa-Nueva, mit der dritten Schwadron verschmelzen. Der wackere Capitano selbst wird nach dem Zustande seiner Wunden wohl schwerlich in der nächsten Zeit wieder ein Kommando übernehmen können. Ihn sowohl wie Sie werde ich aber dem General Bolivar in meinem Berichte ganz besonders empfehlen.“

Die Estancia am Rio San Pedro.

José lag nach den Anstrengungen der letzten Tage am nächsten Morgen noch in süßem Schlummer, als bereits eine Ordonnanz des Obersten Ribas in sein Zelt trat und ihm den Rapport für den General Bolivar überbrachte. Eine halbe Stunde später saß José bereits im Sattel und sprengte, von einem Führer begleitet, und, wie Oberst Ribas es angeordnet hatte, gleich diesem die Kleidung eines einfachen Planero tragend, durch den Paß dahin, den er am Tage zuvor hatte verteidigen helfen.

Statt jedoch den graden Weg nach Carracas zu nehmen, bog er nach Verlauf von etwa einer Stunde in eine nach Süden sich öffnende Seitenschlucht ein, um so die Straße zu erreichen, welche längs dem Südfuße des Gebirges von Merida nach Carracas führt, und welche auch Bolivar mit seinem Heere gewählt hatte.

Ungefährdet erreichten sie im Laufe des nächsten Tages das am Ausgange der Gebirgsschlucht liegende Städtchen San Carlo, wo ihr Weg in die Heerstraße nach Carracas einlief.

Bolivar hatte, wie sie hier erfuhren, schon zwei Tage vorher San Carlo passiert, und es galt also, wenn man ihn noch vor seiner Ankunft in Carracas erreichen wollte, nicht zu säumen.

Nach kurzer Ruhe in dem Städtchen brachen die beiden Reiter wieder auf und sprengten nun durch die vor ihnen sich ausdehnenden Planos in östlicher Richtung dem Heere nach, dessen Spur von jetzt an leicht zu verfolgen war.

Gegen Abend sahen sie einen dunkeln Waldstreifen vor sich aus der Llano auftauchen und der Führer erklärte, daß man sich dem Rio San Pedro näherte, an dessen Ufer man die Nacht zuzubringen beschloß.

Nicht weit vom Flusse entfernt entdeckten die Reiter eine stattliche Hacienda, und da ein Lager unter einem festen Dache in einer Jahreszeit, wo nur zu oft plötzlich eintretende heftige Regengüsse fielen, einem solchen unter freiem Himmel immerhin vorzuziehen war, so lenkten sie ihre Pferde zu der Hacienda hin.

In der Llano würde es für sehr unhöflich gelten, wenn man einem Gaste, auch wenn er ein völlig Unbekannter ist, ein von ihm erbetenes Nachtlager abschlagen wollte, und auch José und sein Begleiter fanden, sobald sie ihr Anliegen vorgebracht hatten, gastliche Aufnahme.

Der Haciendero, ein vornehm aussehender alter Mann, dem man den Caballero auf hundert Schritte ansehen konnte, lud die Reiter, obgleich sie ihrer äußeren Erscheinung nach auf eine solche Auszeichnung kaum Anspruch machen konnten, sogleich ein, ihre Abendmahlzeit gemeinsam mit der Familie einzunehmen, eine Einladung, die allerdings wohl vorzugsweise mit Rücksicht auf das vornehme Wesen José's erfolgte, welches sich auch unter dem groben Gewande der Llanoeros nicht verleugnete.

Die Tafel war zahlreicher besetzt, als man das hier in der Einöde hätte erwarten sollen und José, dem dieses sogleich bei seinem Eintritt in das Speisezimmer auffiel, vermutete sogleich, daß die sechs Männer, welche außer dem Hausherrn zugegen waren, gleich ihm hier Gäste seien. Auch sie schienen dem Soldatenstande anzugehören und José hielt deshalb seine Aufmerksamkeit auf ihre Reden gerichtet, um aus diesen zu entnehmen, ob sie der spanischen oder der Patriotenpartei zuzuzählen seien.

Die bald sehr lebhaft werdende Unterhaltung, welche sich, wie nicht anders zu erwarten war, ausschließlich um die jüngsten kriegerischen Ereignisse drehte, ließ ihn nicht lange darüber im Ungewissen, daß jene Männer ebenso wie der Hausherr selbst der spanischen Partei angehörten.

Es war ihm deshalb lieb, daß seine unscheinbare Kleidung es

ihm möglich machte, sich von der Unterhaltung auszuschließen, ohne daß dieses auffallen konnte; dennoch gewahrte er mit dem Gefühle lebhaften Mißbehagens, daß zwei der fremden Männer ihm ihre besondere Aufmerksamkeit widmeten und einigemal verstohlene Blicke miteinander wechselten.

Er empfand deshalb ein Gefühl der Erleichterung, als die Tafel aufgehoben wurde, und es ihm nun gestattet war, das Zimmer zu verlassen.

„Ich fürchte, Senor, daß man Euch erkannt hat,“ flüsterte ihm sein Begleiter draußen zu, „und ich halte es deshalb für gut, daß wir, sobald die Dunkelheit es gestattet, die Estancia verlassen. Ich werde zu diesem Zwecke sogleich mit einem der Baqueros reden und ihm sagen, daß wir noch heute Abend weiter müssen und er unsere Pferde bereit halten möge. Es fällt das weniger auf, als wenn wir uns selbst um dieselben bemühen.“

„Ich stimme Euch bei,“ versetzte José, „und überlasse es Euch, alles so einzurichten, wie Ihr es für gut haltet.“

„Es ist am besten,“ fuhr der Führer fort, „wenn wir uns nicht weiter mehr sehen lassen, sondern uns den Anschein geben, als ob wir uns bereits zur Ruhe begeben hätten.“

Unter dem Vorgeben großer Ermüdung zogen sich die beiden Männer hierauf in den ihnen zur Schlafstätte angewiesenen Raum zurück und legten sich dann auch in der That, um die ihnen unter den obwaltenden Umständen doppelt nötige Ruhe, wenn auch nur für kurze Zeit, zu genießen, in die für sie bestimmten Hängematten, ohne sich indessen dem Schlafe hinzugeben.

Sobald es dunkel geworden war, erhoben sie sich und verließen, durch das nur durch einen leichten Vorhang verschlossene Fenster sich hinausschwingend, das Haus und begaben sich von hier aus zu dem längs der Hacienda sich dahinziehenden geräumigen Corral, in welchem sich ihre Pferde befanden.

Der von dem Führer vorher von ihrer Abreise in Kenntnis gesetzte Diener hatte die Tiere bereits gefüttert und gezäumt und nach einem in klingender Münze gegebenen Dank schwangen sich die beiden, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, in den Sattel.

Im Begriff, den Corral zu verlassen, sah José, welcher der erste war, der das weit geöffnete Thor durchritt, sich plötzlich vor demselben durch eine dunkle Gestalt aufgehalten, welche seinem Pferde in die Zügel griff.

„Wohin so spät, Senor?“ ließ sich gleichzeitig eine Stimme vernehmen, in welcher José die eines der beiden Männer erkannte, welche ihn während der Abendmahlzeit beobachtet hatten und welchen er als Capitano Tiscar anreden gehört hatte.

„Ich beabsichtige die nächtliche Kühle zur Fortsetzung meiner Reise zu benützen,“ versetzte José, der es so lange als möglich versuchen wollte, in Gutem von hier wegzukommen.

„Ihr werdet Euere Reise überhaupt nicht fortsetzen,“ fuhr der Capitano fort, „sondern mir morgen mit Tagesanbruch in das Hauptquartier des Generals Boves folgen, welcher es untersuchen wird, weshalb ein verkleideter Offizier der Rebellenarmee sich hier im Lande umhertreibt.“

„Zurück!“ rief José, indem er eine Pistole hervorzog und auf den Capitano anlegte, während er gleichzeitig seinem Pferde die Sporen einsetzte.

Der Bedrohte ließ bei dieser Aufforderung den Zügel des Pferdes fahren und sprang zur Seite, in demselben Augenblicke jedoch, in welchem José an ihm vorübersprengte und sich gesichert glaubte, fühlte er, wie eine jener Ledersechlingen, mit denen die Bewohner dieser Ebenen so trefflich umzugehen wissen, sich über seinen Kopf senkte und dann, noch ehe sein Pferd den zweiten Satz gemacht hatte, ihm die Arme an den Körper fesselte.

Mit einem furchtbaren Ruck flog er aus dem Sattel und stürzte dann zu Boden, wo er von der Gewalt des Falles betäubt, liegen blieb.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich an Händen und Füßen gefesselt in einem matt erleuchteten Zimmer. Neben ihm an einem Tische saß der Capitán Tiscar. Derselbe war mit dem Durchsehen von Papieren beschäftigt, in denen José diejenigen erkannte, welche Oberst Ribas ihm zur Besorgung an Bolivar übergeben hatte.

„Diabolo!“ rief Tiscar mit einem grimmigen Lächeln aus, in welchem sich Wut und Schadenfreude mischten; „da haben wir ja

einen Fang gemacht, welcher noch weit besser ist, als ich mir jemals hätte träumen lassen. Statt des José Huanca, dessen Gesicht ich vor Jahr und Tag einmal in Carracas gesehen habe und der allerdings, wie Capitano Runez mir jüngst berichtete, inzwischen zum Teniente in der Rebellenarmee aufgerückt sein sollte, finde ich einen Capitano Huanca, der obendrein ganz interessante Papiere bei sich trägt. Auf jeden Fall wird General Bolivar jetzt lange warten müssen, bis er die Kunde der Vorfälle bei Barquesimeto erhält; es sei denn, daß er ebenso wie Ihr, Capitano Huanca, in unsere Gewalt kommt, und sich dann allerdings die Geschichte von Euch im Himmel erzählen lassen kann, wo Ihr ohne Zweifel bereits in den nächsten Tagen eintreffen werdet. Einstweilen wünsche ich Euch wohl zu schlafen." Damit erhob sich der Capitano und verließ das Gemach.

Es war José zu Genüge bekannt, daß die Spanier gegen ihre Kriegsgefangenen keine Schonung übten, sondern dieselben gleich Räubern behandelten und ohne Ausnahme töteten. Er war deshalb über sein Schicksal keinen Augenblick im Zweifel und ergab sich mit männlicher Fassung in das Unvermeidliche.

Trotz der großen Müdigkeit, welche infolge der Anstrengungen der letzten Zeit seine Augenlider schwer machte, vermochte er keinen Schlaf zu finden. Die Stricke, mit denen man ihn gefesselt hatte, waren so fest um seine Hände und Füße geschnürt, daß sie tief in das Fleisch einschnitten und das Blut in seinen Adern stocken machten. Dieses, wie auch seine unbequeme Lage auf dem harten, mit Steinen belegten Fußboden, verursachte ihm heftige Schmerzen und er erwartete mit Sehnsucht den Morgen.

Auch dieser brachte ihm jedoch keine Erlösung von seinen Qualen und erst als der Abend herankam, erschien Capitán Tiscar mit zweien seiner Begleiter, welche ihn aufhoben und auf ein vor der Thür bereit stehendes Maultier setzten. Hierauf stiegen auch die beiden Führer zu Pferde und sprengten, ihn in ihre Mitte nehmend, nach Südoften in die Llano hinaus.

Ein unbekannter Freund.

Der Ritt dauerte ohne Unterbrechung bis zum nächsten Morgen, wo die Reiter in einer auf ihrem Wege liegenden Estancia Halt machten und ihre ermüdeten Reittiere gegen frische vertauschten; dann ging es nach kurzem Aufenthalte wieder in die unendliche Llano hinaus.

Die blauen Häupter des den Nordwesten von Venezuela durchziehenden Stranges der Cordilleren, welche bis jetzt noch als eine Art Wegweiser gedient hatten, indem sie die Richtung erkennen ließen, in welcher man sich befand, waren allmählich hinter den Horizont hinabgesunken und gleich einem Meere dehnte sich jetzt die eintönige von der Sonne verbrannte graubraune Fläche der Llano nach allen Seiten aus. Nur hin und wieder erblickte man gleich Inseln kleine Gruppen von Chaparrosgebüsch, eine dem wilden Apfelbaume ähnliche struppige Wüstenpflanze, welche mit ihren lederartig harten, selbst in den heißesten Sonnenstrahlen ihr frisches Aussehen nicht verlierenden, glänzend grünen Blättern von Zeit zu Zeit dem Auge einen Ruhepunkt boten. Daneben fanden sich an manchen Stellen, an denen sich während der Regenzeit Wasserlachen zu sammeln pflegten, hin und wieder die hohen Stauden der Sombrotopalme. Wenn die Blätter derselben auch bis auf wenige halbverdorrte Wedel abgefallen waren, so gewährte dieser Baum doch dadurch einen angenehmen Anblick, daß sich in den Höhlungen der Blattstiele Schlingpflanzen angesiedelt hatten, welche mit ihren blätter- und blütenreichen Ranken den Stamm umspannen und ihm das Ansehen eines frisch belaubten Baumes verleihen.

Als die Sonne höher stieg und die Hitze allmählich selbst die hiergegen abgehärteten Begleiter Josés zu belästigen begann, wurde in einem Chaparrosdickicht Halt gemacht, um hier die Mittagsstunden zu verschlafen. Auch José, dessen Fesseln man etwas gelöst hatte, vermochte hier endlich die ihm nötige Ruhe zu finden und sank, von dem Rauschen der Blätter eingewiegt, bald in erquickenden Schlaf.

Gegen drei Uhr Nachmittags wurde der Ritt wieder fortgesetzt

und gegen Sonnenuntergang sahen die Reiter das Ziel ihres Marsches, die Stadt Calabozo, vor sich liegen, wo zur Zeit das Hauptquartier des Generals Boyes sich befand.

Als man in der Stadt ankam, war es bereits zu spät, um dem General den Gefangenen noch vorstellen zu können; dieser wurde deshalb in einem unweit der Wohnung des Generals gelegenen, von seinen Bewohnern verlassenem Hause untergebracht und ein Wachtposten vor seine Thür gestellt.

Die aufs neue fester geschnürten Fesseln verursachten José auch jetzt wieder die ärgsten Schmerzen und er vermochte sich nur dadurch eine erträgliche Lage zu schaffen, daß er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte und den Kopf auf die über die emporgezogenen Knie gelegten Arme stützte.

Durch eine an der gegenüberliegenden Wand befindliche Fensteröffnung blickte, sobald der Tag gesunken war, ein heller Stern mit mildem Scheine zu dem Gefangenen herein, als ob er ihn in seiner Einsamkeit trösten wolle. José sandte ihm, der ja auch jetzt über der fernen Insel leuchtete, auf welcher Mutter und Geschwister weilten, seinen Gruß hinüber zu dem stillen Hause unter den rauschenden Palmen.

Als er nach einiger Zeit wieder zu dem Sterne hinaufblickte, hatte eine dunkle Wolke sich davor gelagert; er war erloschen und erschien José gleichsam als ein Sinnbild seines Lebens, welches ja auch seinem Erlöschen entgegenging.

Mit stiller Ergebung in sein Schicksal beugte der Gefangene sein Haupt, ließ sein Leben mit allen seinen frohen und trüben Stunden an seinem Geiste vorüberziehen und sank dann mit dem Gedanken an seine fernem Lieben allmählich in sanften Schlummer.

Er mochte etwa zwei oder drei Stunden geschlafen haben, als ein lauter Donnereschlag ihn weckte. Draußen tobte ein heftiges Gewitter, welches den Beginn der längst erwarteten Regenzeit bezeichnete. Rauschend schoß der Regen nieder und ein wilder Sturm segte heulend um das Haus, während Donner und Blitz ohne Unterbrechung sich folgten.

Ein kühler erfrischender Luftzug, welcher die in dem Raume herrschende drückende Luft zerteilte, lenkte José's Blick nach der Thüre

und beim Scheine eines hellen Blitzes gewahrte er dort eine dunkle Gestalt, welche bei ihm eintrat.

Einen Augenblick stand der Mann vom Blitze grell beleuchtet da, dann schloß sich die Thür und der Raum war wieder dunkel. Jener eine Blitz hatte jedoch für José genügt, um an dem Manne die Uniform eines spanischen Offiziers erkennen zu lassen.

„Don José,“ ließ sich in diesem Augenblicke eine ihm unbekannte Stimme vernehmen.

„Hier bin ich; was wünscht man von mir?“

„Folgt mir,“ lautete die Antwort des Offiziers.

„Ihr vergeßt, Senor, daß meine Fesseln mich am Gehen hindern.“

Der Fremde trat hierauf näher und zerschnitt die Stricke, dann verließen beide das Gefängnis, vor dessen Thür der dort aufgestellte Posten den Offizier salutirte.

„Lasset uns etwas langsamer gehen,“ bat José den rasch dahinschreitenden Offizier. „Meine Füße sind infolge der Fesseln, welche ich seit zwei Tagen getragen habe, steif und schwach geworden.“

„So stützt Euch auf meinen Arm,“ versetzte der Offizier, wobei er sich zu José's nicht geringem Erstaunen der Quichasprache bediente.

José hatte geglaubt, daß man ihn zu dem Hause des Generals bringen wolle, doch sein Begleiter schritt an demselben vorüber und bog dann etwa fünfzig Schritte weiter in eine Nebenstraße ein.

Hier gewahrte José beim Schein des Blitzes einen Reiter, welcher zwei ledige Pferde am Zügel hielt.

Der Aufforderung seines Begleiters folgend und von diesem unterstützt, schwang José sich in den Sattel eines der Pferde. Hierauf ritt man im Schritt bis zum Ausgange der Stadt; dort angekommen wurden die Pferde in Galopp gesetzt und wenige Minuten später waren die drei Reiter im Dunkel der Nacht verschwunden.

Im Lager der Claneros.

Lange Stunden voll peiniger Unruhe und Sorge waren für General Paez seit dem Wegreiten des Tigrero und des Obersten

verstrichen. Er kannte die rohe und grausame Sinnesart des Generals Boves zu gut, um das Schlimmste für seine, in dessen Gewalt sich befindenden Angehörigen fürchten zu müssen. Ruhelos und ohne das ihm von dem treuen Diener seines Freundes vorgelegte Abendessen berührt zu haben, wanderte er in dem Gemache auf und ab und bei jedem Geräusch, welches der Wind von Zeit zu Zeit in den Zweigen der Bäume oder in dem dürrn Graze der Llano verursachte, eilte er an das Fenster und horchte in die Nacht hinaus.

So schlichen die Stunden der Nacht langsam dahin und schon begann das erste Frührot im Osten den Himmel zu färben, als endlich das Schnauben eines herannahenden Rosses neue Hoffnung in ihm weckte.

Diesmal hatte er sich, wie ein Blick in den dämmernden Morgen ihm zeigte, nicht getäuscht; doch zu seinem Schrecken erblickte er nur einen Reiter, in welchem er bald den Obersten erkannte.

Unsicheren Schrittes eilte er hinaus auf den Hof, wo der etwas schwerfällige und von dem anstrengenden Ritte erschöpfte Oberst sich eben aus dem Sattel schwang.

„Ich errate schon,“ sprach Paez, seinen Schmerz kaum bezwingend, mit bewegter Stimme, „die Hoffnung ist verloren.“

„Dann habt Ihr falsch geraten,“ rief der wackere Oberst fröhlich lachend. „Donna Isabella ist in diesem Augenblicke mit den Kindern so sicher wie in Abrahams Schoß und der Schurke Boves wird, wenn er heute Morgen die Augen aufmacht, nicht wenig toben. Ich hätte Euch die Kunde, daß alles gut abgelaufen, schon früher gebracht, denn ich konnte mir denken, wie Ihr darauf gespannt gewesen seid. Habe ich doch selbst daheim ein liebes Weib und zwei herzige Buben. Der Teufel aber, der überall sein Spiel hat, führte mich einen falschen Weg, und so bin ich wohl zwei Stunden in der Irre umhergeritten, bis ich endlich die Richtung glücklich wieder fand. Jetzt laßt uns aber vor allen Dingen einen Zubiß nehmen, denn ich habe Hunger wie ein Panther und erzähle Euch beim Essen alles, was Ihr noch wissen wollt.“

Eine Viertelstunde später sprengte Paez allein dem Orte zu, an welchem er seine Gemahlin und Kinder finden sollte, während der Oberst in etwas langsamem Tempo zum Lager der Planeros

zurücktritt, welche sich infolge der von den beiden Indianern erhaltenen Mittheilungen über die diesen bekannte Pläne des Generals Boves noch an demselben Tage in Bewegung setzten.

Am Rande eines ausgedehnten Waldstreifens, welcher sich längs dem nördlichen Ufer des Rio San Pedro dahinzog, hielten einige Tage später zwei Reiter; der eine von ihnen spähte mit gespanntem Blicke in die nach Norden sich vor ihnen ausdehnende Llano hinaus, während der andere, in welchem wir den General Paez erkennen, eine Landkarte vor sich auf dem Sattel ausgebreitet hatte, die er eifrig zu studieren schien.

Von jenseits des Waldstreifens schallte fröhlicher Lärm zu den beiden Reitern herüber, und wer die sich dort entwickelnde Scene beobachtet hätte, würde zweifelhaft gewesen sein, ob er hier ein Feldlager oder einen Jahrmarkt vor sich habe.

Längs dem Rande eines dem Rio San Pedro zufließenden Baches hatten die Lanzenreiter des Generals ihr Lager aufgeschlagen; da aber viele derselben ebenso wie der General selbst ihre vor den spanischen Horden geflohenen Familien bei sich hatten, so war das Gesamtbild des Lagers ein nichts weniger als kriegerisches. Während vor den Zelten, welche oft nur aus einer von zwei Stangen gehaltenen Rinderhaut bestanden, die Frauen der Reiter mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren, tummelte sich in dem Wäldchen, sowie weiter hinaus auf der Llano ein Völkchen munter lärmender Kinder umher, deren Jubel bis zu den beiden Männern hinüberschallte, welche wir am nördlichen Rande des Waldstreifens fanden. Die Aufmerksamkeit des Obersten war ersichtlich zwischen den spielenden Kindern und den militärischen Auseinandersetzungen seines Generals geteilt; denn das vergnügte Lächeln, welches von Zeit zu Zeit über sein gutmütiges Gesicht flog, konnte nicht wohl den letzteren gelten.

„Wir werden, bevor wir einen bestimmten Entschluß fassen, zunächst die Rückkehr unserer Kundschafter abwarten müssen,“ bemerkte der General, indem er seine Karte zusammenfaltete und sein Pferd wandte. „Sie müssen nach meiner Berechnung spätestens bis

zum Abend wieder hier sein; wir können dann mit Tagesanbruch unsern Marsch fortsetzen.“

Langsam kehrten die beiden Männer hierauf wieder zu dem Lager zurück, wobei der Oberst abstieg und, während er am Rande des Wäldchens dahinschritt, ein mächtiges Bund eines dort wachsenden mit leuchtenden Beeren bedeckten Strauches sammelte.

Die beiden Männer wandten sich, sobald sie das Lager erreicht hatten, einem inmitten desselben stehenden geräumigen Zelte zu, von dessen Spitze die Farben von Venezuela im Winde flatterten.

Vor demselben wurden sie von der Gemahlin und den Kindern des Generals begrüßt. Die letzteren scharten sich alsbald um den Obersten, welcher ihnen schon von weitem mit seinem Strauße gewinkt hatte, den die kleine Gesellschaft nun jubelnd unter sich theilte.

Während die beiden Männer sich noch im Gespräche mit Donna Isabella befanden, meldete einer der ausgestellten Wachtposten die Ankunft zweier Reiter.

„Das müssen die Kundschafter sein,“ rief Paez, von dem Sattel aufspringend, welcher über ein Bund Gras gelegt, ihm als Sitz gedient hatte; „ich bin gespannt zu hören, was sie uns bringen.“

Nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde sah man die Erwarteten auf das Zelt zukommen.

„Benito scheint allein zu sein,“ bemerkte Paez; „denn sein Begleiter gehört nicht zu unsern Leuten und ist mir fremd. Hören wir, wo er die beiden Indianer gelassen hat; sie werden uns doch hoffentlich nicht untreu geworden sein.“

„Darüber macht Euch keine Sorge,“ entgegnete Arismendi; „die beiden Burjchen sind treu wie Gold und ich möchte wohl jede Bürgschaft für sie übernehmen.“

Der Kundschafter, ein alter Manero mit langem, weißem Schnurrebart und ergrautem Haar trat jetzt ehrerbietig grüßend an den General heran.

„Ich melde mich von der Reise zurück, Excellenza,“ rapportierte er. „Wir sind bis zu der Stelle geritten, wo der Rio de las Animas in den San Pedro fließt, ohne etwas über den Feind erfahren zu können. Indem wir uns dann dem erhaltenen Befehle gemäß nach Westen wandten, begegneten wir diesem Manne, welcher uns

eine andere wichtige Kunde gab. General Bolivar befindet sich, wie er mit Bestimmtheit versichert, auf dem Marsche nach Carracas und hat bereits vor fünf Tagen San Carlos passiert. Gleichzeitig berichtete er uns, daß die spanische Armee unter General Monteverde von Oberst Ribas wiederholt geschlagen und von dem Wege nach Carracas abgedrängt, sich auf der Flucht nach der Nordküste befindet.“

Mit leuchtenden Augen hatte der General dieser Kunde gelauscht; doch so erfreulich sie auch klang, so schien er ihr doch nicht vollen Glauben zu schenken.

„Sprecht, Mann, ist es die Wahrheit, was wir soeben gehört haben?“

„Es ist die Wahrheit, Senor,“ versetzte Gomez, denn dieses war der Fremde. „Ich bin im Stande, Euch über alles die sicherste Auskunft geben zu können, denn ich war bis gestern der Begleiter eines Offiziers von der Armee des Obersten Ribas, welcher den Auftrag hatte, dem General Bolivar die Kunde des Sieges von Barquesimeto zu überbringen. Wir hofften den General in der Gegend von San Carlos zu erreichen, hörten aber bei unserer Ankunft daselbst, daß er diese Stadt bereits vor zwei Tagen passiert habe. Im Begriff ihm nachzureiten, wurde mein Begleiter gefangen genommen, während es mir gelang, zu entkommen. Ich begab mich hierauf allein auf den Weg zu dem General Bolivar, wobei ich jedoch, von den Spaniern verfolgt, den Weg nach Carracas verlassen mußte, um sie in der Llano von meiner Spur abzubringen. Indem ich dem Laufe des Rio San Pedro folgte, traf ich Cuere Kundschafter, welche mich nötigten, ihnen hierher zu folgen.“

„Weshalb kommt Ihr allein und wo habt Ihr die beiden Indianer gelassen?“ wandte sich Paez an seinen Kundschafter.

„Beide haben den Weg nach Calabozo eingeschlagen, wo sie nach den Mittheilungen dieses Mannes den gefangenen Offizier zu finden hoffen.“

„Aber dort ist ja das Hauptquartier des Generals Boves,“ rief Paez.

„Eben dorthin ist, wie dieser Mann von einigen Baqueros erfahren hat, der Gefangene gebracht worden. Die beiden Indianer

erklärten mir, als sie den Namen des Offiziers nennen hörten, daß sie überhaupt nur hier seien, um ihn zu suchen, und daß sie deshalb alles daran setzen würden, ihn zu befreien.“

„Ich erinnere mich,“ sagte der General, „daß mir der Tigrero etwas derartiges erzählt hat und wünsche ihm alles Glück zu seinem Unternehmen.“

„Und ich wünsche, daß ich mit dabei sein könnte,“ warf der Oberst ein. „Das wird ohne Zweifel einen ähnlichen Spaß geben, wie damals in San Fernando. Der Tigrero ist in der That ein Teufelskerl und ich bezweifle gar nicht, daß er den Spaniern auch diesmal wieder einen Streich spielt. Er wird bei diesem Unternehmen den Offiziersmantel und die Mütze, die er beide seit dem Vorfalle in San Fernando stets mit sich umherführt, trefflich wieder gebrauchen können und ich bin gespannt zu hören, was er diesmal für eine Kriegslist ausgeheckt hat.“

„Hat der Tigrero Euch sonst noch einen Auftrag an mich gegeben; vielleicht, daß ich ihm einige Leute entgegenbringe?“

„Nein, Excellenza,“ versetzte der Manero. „Er hat nur gesagt, daß er, wenn sein Vorhaben gelänge, mit dem Gefangenen zur Estancia de las Calaberas reiten werde, wo er diesen Mann, nachdem er hier seine Mittheilungen gemacht habe, zu finden hoffe. Von dort wird er dann mit seinem Bruder die beiden Boten des Obersten Ribas zum Hauptquartier des Generals Bolivar begleiten.“

„Werdet Ihr im Stande sein den Ort, welchen der Tigrero Euch zum Zusammentreffen bestimmt hat, allein aufzufinden?“ fragte Paez den Boten.

„Er hat ihn mir genau beschrieben, Senor, und ich denke ihn nicht zu verfehlen.“

„Gut, so lebt wohl, und wenn Ihr den General Bolivar gefunden habt, so sagt ihm, daß meine Landsleute, die Bewohner der Stromebenen, welche ihre Freiheit mehr lieben als ihr Leben, jederzeit zu seiner Unterstützung bereit stehen und daß ich als ihr Führer ihm deren Dienste, sobald er ihrer bedarf, zur Verfügung stelle. Bis dahin werden wir die verhassten Feinde, die unser schönes Vaterland stets nur als einen geeigneten Boden für ihre Expressungen und Gewaltthaten angesehen, die weder Recht noch Gesetz geachtet

haben, und nun gleich Wölfen unter uns haufen, bis zum letzten Atemzuge auf eigene Faust bekämpfen und für alle die Unbill, die sie uns gethan haben, blutige Rache an ihnen nehmen.“

„Und sie haben wahrhaftig genug auf dem Korbholze,“ fiel Oberst Arismendi ein. „Ich bin ein friedlicher Mann und hätte nicht geträumt, daß ich in meinen alten Tagen noch einmal gezwungen sein würde, den Säbel zu führen; aber wenn man alle die niedergebrannten Ansiedelungen, die Leichen grausam hingemordeter Unschuldiger sieht, welche den Weg dieser spanischen Horden bezeichnen, dann muß selbst einem Lamme die Galle in das Blut steigen.“

Eine halbe Stunde später brach der Führer Don José, sobald er sich an Speise und Trank erquickt hatte, nach dem ihm von dem Tigrero angewiesenen Orte auf, während die Lanzenreiter für den nächsten Morgen alles zum Abmarsch vorbereiteten.

Verirrt.

Mit verhängtem Zügel sprengten José und seine Begleiter nach dessen glücklicher Befreiung aus dem Gefängnisse durch die Nacht dahin.

Der Regen hatte allmählich nachgelassen; der den Himmel verhüllende schwarze Wolkenschleier begann zu zerreißen und hin und wieder blitzte ein heller Stern hindurch.

Während des Gewitters war, obgleich dasselbe nur etwa eine Stunde angehalten hatte, eine solche Menge von Wasser aus der Luft niedergefallen, daß die Erde dasselbe nicht so rasch einzufangen vermochte. Jede Vertiefung war in einen kleinen See verwandelt und in den zahlreichen die Llano durchziehenden vor einer Stunde noch fast leeren Fluß- und Bachbetten strömten gewaltige Wassermassen dahin, welche den Weg der Reiter wiederholt versperrten und diese oft zu weiten Umwegen zwangen.

Der Tigrero, denn dieser war der Führer der drei Reiter, der sich zum erstenmale in seinem Leben in dieser Gegend befand, hatte trotz seines scharfen Ortsinnes in diesem Wirrwarr von Wasser-

läufen, welche der Gegend ein ganz verändertes Aussehen gaben, nach kurzer Zeit schon den Weg verloren und ritt nur noch auf gutes Glück in der Richtung weiter, welche er für die richtige hielt.

Mehrmals schon hatte er seinen Blick zum Himmel gerichtet, um zu versuchen, ob nicht ein Sternbild ihm als Wegweiser dienen könne; das rasch vom Winde dahingeführte dunkle Gewölk gestattete jedoch nicht, die wenigen auf Sekunden dahinter sichtbar werdenden einzelnen Sterne zu bestimmen, und so sah sich der Tigrero genöthigt, es ferner dem Glücke zu überlassen, wohin es ihn und seine Begleiter bringen werde.

Aus der Finsternis tauchte jetzt eine Anzahl dunkler Baumwipfel empor, zwischen denen die Dächer von Gebäuden sichtbar wurden.

Der Tigrero gebot seinen beiden Begleitern Halt zu machen und ritt dann zu der Estancia hin, denn eine solche schien man vor sich zu haben, um sich dort zu erkundigen, wo man sich befände.

Die beiden Zurückbleibenden sahen ihn bald in der Dunkelheit verschwinden und hörten dann nach kurzer Zeit, wie er von einem anscheinend am Eingange der Hacienda stehenden Wachtposten angerufen wurde. Dieselbe war also hiernach von Soldaten besetzt, ob dieses aber Spanier oder Independenten seien, ließ sich nicht bestimmen, so lange man nicht wußte, wo man sich befand.

Es verging eine längere Zeit, ohne daß die beiden Zurückgebliebenen etwas gehört hätten, und nachdem wohl eine Viertelstunde vergangen war, ohne daß der Tigrero zurückgekehrt war, begann Juan, welcher bis jetzt ohne ein Wort zu reden neben José gehalten hatte, Unruhe wegen des Schicksals seines Bruders erkennen zu lassen.

José, welcher sich bis jetzt bezüglich der Person und der Absichten seiner beiden schweigsamen Gefährten völlig im Ungewissen befunden hatte, hielt jetzt die Zeit für gekommen, sich Aufklärung hierüber zu verschaffen.

„Ich bemerke aus Euerem Benehmen, Kamerad,“ sprach er zu Juan gewandt, „daß Ihr Euch Eueres Gefährten wegen Sorge macht und ich muß demnach annehmen, daß auch uns von der Hacienda her eine Gefahr droht. Um mir über die Lage klar zu werden, in

der wir uns befinden, möchte ich Euch bitten, mir nun endlich zu sagen, wer Ihr eigentlich seid; denn ich kann mir keinen Grund denken, der Euch veranlassen sollte, mir dieses noch länger zu verheimlichen.“

„Ein Geheimnis ist es nicht, Senor,“ versetzte Juan, „und wenn Ihr unsere Namen noch nicht erfahren habt, so liegt das nur daran, daß Esteban, mein Bruder, seine Gedanken bisher auf andere Dinge gerichtet gehabt hat, Ihr würdet sonst schon längst wissen, daß wir die Söhne Guamangas, des ehemaligen Mayordomo Eures verstorbenen Vaters sind.“

„Seid mir willkommen,“ sprach José, dem jungen Landsmanne die Hand reichend. „Jetzt begreife ich, weshalb Ihr mich aus dem Gefängnisse befreit habt, obgleich Ihr auf der Seite der Spanier steht.“

„Wir auf der Seite der Spanier? —“ fragte Juan mit einer Stimme, aus der lebhafteste Verwunderung klang; — „ah, jetzt verstehe ich Euch,“ setzte er mit einem leisen fröhlichen Lachen hinzu, „Ihr meint, weil Esteban den Mantel eines spanischen Offiziers trägt. Darüber könnt Ihr Euch beruhigen, Senor; mein Bruder sowohl als ich werden niemals mit den Spaniern gemeinsame Sache machen, und daß Ihr Esteban in diesem Mantel gesehen habt, war nur eine Kriegslift, um den vor Eurem Gefängnisse stehenden Wachtposten zu täuschen.“

„Nach dem, was Ihr mir da sagt,“ versetzte José, „kann ich nicht länger zweifeln, daß Esteban sich in Gefahr befindet und wir müssen zunächst zu erfahren suchen, was mit ihm geschehen ist und wie wir ihm Beistand leisten können.“

Vorsichtig ritten die beiden auf die Estancia zu, von wo aus auch sie nach kurzer Zeit angerufen wurden.

Während sie rasch überlegten, was sie statt des ihnen fehlenden Passwortes antworten sollten, fiel ein Schuß und eine Kugel pfiff über ihre Köpfe dahin; dann hörte man, wie der Posten die Besatzung der Estancia zu den Waffen rief.

„Fort oder wir sind verloren,“ rief Juan seinem Gefährten zu, indem er sein Pferd herumwarf und auch das Pferd Don José's am Zügel fassend mit sich fortzog.

Beide mochten einige hundert Schritte zurückgelegt haben, als sie hinter sich deutlich das Schnaufen von Pferden und das Klirren von Waffen vernahmen.

„Wir müssen uns rechts wenden,“ rief Juan seinen Gefährten zu, „zurück dürfen wir nicht; dort drüben scheint mir aber ein großer Wasserarm zu sein, der unsere Flucht aufhalten könnte.“

Mehrere Minuten lang sprengten sie in der von Juan angedeuteten Richtung dahin, dann zeigte sich aber auch hier die Wasserfläche, welche sie zu vermeiden gesucht hatten, vor ihnen. Der Strom, an dessen Ufern sie sich befanden, schien hier nur einen Bogen gemacht zu haben, und der Erfolg ihrer Flucht hing jetzt hauptsächlich davon ab, ob es ihnen gelang, diesen abzuschneiden, was allerdings bei ihrer völligen Unkenntnis der Gegend lediglich vom Glücke abhing.

„Wir sind verloren, Senor,“ stieß Juan jetzt in dem Tone des Schreckens hervor. „Seht, von dort wendet sich der Fluß nach Norden, wenn wir ihn selbst auch noch nicht sehen können, so läßt sich die Richtung seines Laufes doch aus dem dunklen Ufergebüsch erkennen. Wir befinden uns hier ohne Zweifel inmitten einer weiten Krümmung und es ist zu spät, dieselbe wieder zu verlassen, da die Spanier uns den Rückweg abgeschnitten haben.“

„So müssen wir versuchen, ob wir nicht mit unseren Pferden über den Fluß setzen können,“ entgegnete José, indem er sein Tier dem hellen Wasserstreifen zulenkte, welcher von Minute zu Minute deutlicher sichtbar wurde.

Bald war das Ufer des Stromes erreicht, der seine schlammige trübe Wassermasse langsam dahinwälzte. Seine Breite mochte etwa hundert bis hundertfünfzig Schritte betragen, und obgleich die beiden Reiter ebenso wie ihre Pferde von dem langen Ritte erwärmt waren, so blieb ihnen doch keine lange Wahl, denn der Weg durch den Fluß war für sie die einzige Rettung, und ohne langes Besinnen setzten sie in die Flut, welche im nächsten Augenblicke über ihnen zusammenschlug.

Die an derartige Schwimmpartien gewöhnten Steppenpferde griffen wacker aus und trugen ihre Reiter sicher zum jenseitigen Ufer hinüber, wo sich ihnen indessen ein neues Hindernis entgegenstellte.

So heftig der Regenfall auch während des Gewitters gewesen war, so hatte derselbe doch nicht hingereicht, das ziemlich tiefe Flussbett, dessen Wasserstand infolge der lang andauernden Hitze ein sehr niedriger gewesen war, bis zur Höhe des Ufers zu füllen, und die Pferde bemühten sich nun vergebens, mit ihren Vorderhufen das vor ihnen fast senkrecht aufsteigende noch etwa zwei Fuß hohe Ufer zu erklettern.

„Wir müssen versuchen, ob wir weiter stromabwärts eine Landestelle finden,“ sprach Juan. „Hier ist es für die Tiere unmöglich, das Land zu ersteigen, und wenn es auch für uns ein Leichtes sein würde, vom Sattel aus die Höhe zu erreichen, so dürfen wir uns doch nicht von unsern Pferden trennen, so lange eine Aussicht vorhanden ist, sie zu retten.“

Die Pferde begannen jetzt, dem Zügel der Reiter folgend, längs dem Ufer stromabwärts zu schwimmen; doch auch hier wollte sich lange keine Stelle finden, an der das Ufer niedrig genug gewesen wäre, um daselbst landen zu können.

Schon begannen die Tiere Spuren von Ermüdung zu zeigen und die beiden Reiter fingen an sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sie genötigt sein würden, sich allein auf das Ufer zu retten und ihre Pferde im Stiche zu lassen, für den Fall, daß es diesen nicht gelingen sollte, ohne die Last der Reiter gleichfalls das Land zu erreichen.

Der keuchende Atem der Pferde bewies jetzt, daß es mit deren Kraft zu Ende gehe, und um die armen Tiere nicht länger vergebens zu quälen, schwang José sich auf den Sattel, und es gelang ihm von hier aus, mit einem Sage das Ufer zu erreichen, wohin ihm im nächsten Augenblicke Juan folgte.

Sobald die beiden Pferde sich frei fühlten, wandten sie sich zur Bewunderung ihrer Reiter vom Ufer ab und der Mitte des Stromes wieder zu, wo sie dann bald den Blicken der ihnen Nachsehenden entchwanden.

„Die wackeren Tiere haben uns soweit getragen, um nun selbst hier elend umzukommen,“ sprach José in dem Tone des Mitleidens; doch Juan war hierüber anderer Ansicht.

„Sie schwammen, nachdem sie sich erleichtert fühlten, zu munter

in den Strom hinaus," versetzte er, „als daß man annehmen könnte, sie würden so bald schon im Wasser untersinken. Ich glaube eher, daß sie, sobald sie sich frei sahen, ihrem Instinkt gefolgt sind und dieser ihnen den Weg zur Rettung gezeigt hat.“

Das am Ufer aufgeschossene Gebüsch nahm jetzt die beiden Flüchtlinge auf und von ihm aus konnten sie nun in vorläufiger Sicherheit ihre Aufmerksamkeit den Verfolgern zuwenden, welche jetzt etwas weiter stromaufwärts an dem jenseitigen Ufer des Flusses angelangt waren.

Zur Beruhigung der beiden Flüchtlinge schienen die Spanier nicht die Absicht zu haben, über den Fluß zu setzen, denn man hörte aus dem Schalle ihrer Stimmen, daß sie längs dem Ufer hinabritten.

Juan sprach die Vermutung aus, daß die Schwierigkeit, den Uferstrand mit den Pferden zu erklimmen, die Spanier vom Übersetzen abhalte, welches diese vielleicht auch aus dem Grunde nicht für der Mühe wert hielten, weil sie annehmen mochten, daß die Flüchtlinge bei der Unmöglichkeit, die Pferde auf den Rand hinauf zu bringen, beim Übersetzen ertrunken seien.

Ein helles, freudiges Gewieher, welches sich in diesem Augenblicke weiter stromabwärts vernehmen ließ, lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Flüchtlinge dorthin.

„Das waren unsere Pferde, Senor," flüsterte Juan seinem Gefährten zu. „Sie scheinen auf der anderen Seite glücklich auf das Land gekommen zu sein und ich bin nun gespannt zu erfahren, was unsere Verfolger jetzt thun werden.“

Auch den Spaniern war jenes Wiehern nicht entgangen, denn man hörte aus dem Verhalten ihrer Stimmen, daß sie die Richtung nach den Pferden aufgenommen hatten, und ein wenige Minuten später weithin vernehmbarer Ruf ließ erraten, daß es einem der Spanier gelungen sei, der Tiere habhaft zu werden.

„Die Pferde sind für uns verloren," sprach Juan, „und wenn den Spaniern nun noch etwas daran gelegen ist, uns in ihre Gewalt zu bringen, so wird ihnen dieses nicht allzuschwer werden.“

„Wir wollen die Hoffnung auf unser Entkommen doch nicht gleich aufgeben," versetzte José. „Bis Anbruch des Tages würde

den Spaniern eine Verfolgung, vorausgesetzt, daß sie eine solche überhaupt beabsichtigen sollten, wenig nützen, und bis dahin können wir auch ohne Pferde weit genug sein, um nicht mehr von ihnen gesehen werden zu können. Ich denke in diesem Augenblick weniger an uns als an den wackeren Esteban, der sein Leben gewagt hat, um mich zu befreien und den wir nun, ohne ihm helfen zu können, seinem Schicksale überlassen müssen.“

„Macht Euch feinetwegen nicht allzugroße Sorge, Senor,“ entgegnete Juan. „Esteban ist mein Bruder und wenn ich ihn in wirklicher Gefahr wüßte, so würde ich, wenn ich damit sein Leben retten könnte, das meinige für ihn opfern. Es wäre mir ja selbst lieber, wenn er jetzt hier bei uns sein könnte; doch an eine ernste Gefahr glaube ich noch nicht. Esteban ist zu klug, als daß es ihm nicht gelingen sollte, sich auf irgend eine Weise wieder frei zu machen. Ebenjowenig wie seiner Klugheit ist einer der Spanier seiner Stärke gewachsen. Er schlägt, wenn es ihm an Waffen fehlt, einen mit dem andern tot und ich bin überzeugt, daß er frei sein wird, ehe der Morgen graut. Lasset uns also jetzt an uns denken, damit wir nicht später gar noch ein Hinderniß für seine Flucht sind. Seht, dort treten jetzt drei helle Sterne aus den Wolken hervor; ich weiß nun wieder, welchen Weg wir wählen müssen, um nach Norden zu gelangen.“

Dem Laufe des Flusses folgend, welchen Juan für den Guarico hielt, schritten die beiden Gefährten bis zum Anbruch des Tages munter fürbaß, dann verbargen sie sich in dem Ufergebüsch, um zu ruhen, denn der lange Nachtmarsch war für sie doppelt ermüdend gewesen, weil sie während desselben nicht die geringste Nahrung zu sich genommen hatten.

Während José sich völlig ermattet in das hohe Gras streckte, durchsuchte Juan das Gebüsch nach etwas Eßbarem. Außer den holzigen Früchten der Sombrexopalme war jedoch hier nichts zu finden und die beiden Flüchtlinge mußten sich einstweilen mit diesen begnügen.

Sobald sie damit die Ansprüche ihres knurrenden Magens einigermaßen befriedigt hatten, legten sie sich zum Schlafe nieder und erwachten erst, als die Sonne schon fast im Mittage stand. Neu-

gestärkt erhoben sie sich von ihrer Lagerstätte und begaben sich dann an den Rand des Gebüsches, um die Gegend zu beobachten. Zu ihrer Beruhigung überzeugten sie sich, daß nirgends etwas von den Spaniern zu sehen sei. Das Wasser hatte sich zum größten Teil wieder verlaufen oder war von der Erde und den heißen Sonnenstrahlen wieder aufgezogen worden, und vor Einbruch der Nacht war ein neuer Regenschauer nicht zu erwarten. Die beiden beschloßen deshalb, ihre Wanderung in der bisherigen Richtung fortzusetzen, wobei ihnen das fast ununterbrochen längs des Ufers sich dahinziehende Gebüsch Schutz gegen eine etwaige Entdeckung gewährte.

Die Flucht des Tigrero.

Wir haben den Tigrero in dem Augenblick verlassen, als er von dem vor der Estancia aufgestellten Posten angerufen wurde. Da dieser unaufmerksam gewesen, so war dies erst geschehen, als der Tigrero sich ihm Auge in Auge gegenüber befand.

Außerstande das Paßwort zu geben, hatte er es sich gefallen lassen müssen, vor dem Posten, der sogleich sein Gewehr auf ihn angeschlagen hatte, so lange zu halten, bis auf dessen Ruf die in der Estancia lagernden Soldaten herbeikamen, um zu sehen, wer der Fremde sei.

Wenn sich auch der Tigrero nicht verhehlte, daß die ihm zu teil gewordene Überraschung unter Umständen recht unangenehme Folgen für ihn haben könne, so war er doch nicht der Mann, um dabei auch nur einen Augenblick seine ruhige Überlegung zu verlieren.

Am meisten beunruhigte ihn dabei der Gedanke an seine beiden Begleiter, von denen er sich denken konnte, daß sie, da etwas dergartiges von ihm nicht vorgeesehen war, nun nicht wissen würden, wohin sie sich wenden sollten. Einen Augenblick hatte Esteban sich deshalb versucht gefühlt, ungeachtet des schußfertigen Gewehres des vor ihm stehenden Postens einen Fluchtversuch zu wagen; doch die Besorgnis, damit die ganze Besatzung auf die Spur seiner Begleiter zu locken, ließ ihn davon abstehen.

Wenige Minuten später befand er sich in der Mitte der Spanier, welche ihn, der den Mantel eines spanischen Offiziers trug, ohne Argwohn als einen ihrer Kameraden aufnahmen, zumal der schlaue Tigrero nicht lange um ein Märchen verlegen war, durch welches er sein Hiersein und seine Unkenntnis des Passworts erklärte.

Er erzählte, daß er sich auf einem Ordonnanzritt befinde, um dem in Carracas stehenden General Sagigal einen Befehl zu überbringen, wobei er sich in der Dunkelheit und infolge des schlechten Wetters verirrt habe.

„Da könnt Ihr von Glück sagen, daß Ihr uns hier gefunden habt,“ versetzte einer der Offiziere, „ebenso gut hättet Ihr die ganze Nacht in der Llano umherreiten oder gar in den jetzt hoch angeschwollenen Guarico geraten können. Bereits in einer Stunde wird der Himmel wieder klar sein und bis dahin könnt Ihr und Euer Pferd hier ausruhen, wenn Ihr es nicht vielleicht vorzieht, bis zum Anbruch des Tages hier zu bleiben.“

Ein Nachtlager lehnte der Tigrero, Eile vorschüßend, ab, dagegen hielt er es, um keinen Verdacht zu erregen, für ratsam, auf das erstere scheinbar einzugehen.

„Und woher kommt Ihr?“ fragte der Offizier im Laufe des Gespräches.

Diese Frage, so nahe sie lag und so harmlos sie an sich war, hatte für den Tigrero viel Bersägliches, da sie ihn leicht veranlassen konnte, Angaben zu machen, deren Unrichtigkeit ihn verraten mußte.

„Ich komme aus dem Hauptquartier des Generals Boves,“ versetzte er der Wahrheit gemäß. Es mochte ihm einesteils wohl im Augenblick nichts besseres eingefallen sein, dann aber dachte er vielleicht auch, daß die Wahrheit stets das Beste sei.

Diesmal jedoch sollte sie für ihn verhängnisvoll werden.

„Das muß ich dem Capitano mitteilen,“ rief der Offizier, „wir liegen schon seit drei Tagen hier, um Pferde zu erwarten, die wir dem Hauptquartier zuführen sollten, doch haben wir bis jetzt weder die Pferde gesehen, noch gewußt, wo das Hauptquartier, seit es San Felipe verlassen hat, sich überhaupt befindet.“ Damit eilte der junge Offizier davon und kehrte wenige Augenblicke später mit einem älteren

Kameraden zurück, in welchem der Tigrero zu seiner Überraschung den Capitano Nunez erkannte.

Hier konnte nur die äußerste Kaltblütigkeit, vereint mit etwas Glück, helfen und die unzureichende, nur durch eine flackernde Talglampe bewirkte Beleuchtung des Zimmers konnte schon als ein solches angesehen werden. Hierzu kam die durch den langen Reitermantel veränderte Gestalt des Tigrero: kurz, der Capitano Nunez schien diesen nicht gleich erkannt zu haben.

„Ihr kommt, wie ich höre, aus Calabozo von Boves,“ sagte der Capitano. „Habt Ihr zufällig gehört, wie lange er noch dort bleiben wird?“

„Er gedenkt schon morgen aufzubrechen,“ versetzte der Tigrero mit verstellter Stimme, indem er seine Hand an den Rand seines breitkrämpigen Hutes legte, den er vorsichtigerweise aufbehalten hatte.

„Wißt Ihr nicht,“ fuhr Nunez fort, „ob im Hauptquartier etwas über die Stellung des Schurken Paez bekannt ist? Derselbe scheint uns näher zu sein, als wir geglaubt haben; denn nur dadurch kann ich mir das Ausbleiben der Pferde erklären, welche wir hier erwarten sollten und die, wie mir scheint, in die Hände der Maneros gefallen sind.“

Ein Flintenschuß und der Marmruf des Postens unterbrach hier das Gespräch. Sämtliche Offiziere eilten hinaus und der Tigrero hielt jetzt den Augenblick für gekommen, sich in Sicherheit zu bringen.

Zugleich mit den Offizieren verließ auch er das Haus und begab sich, während jene dem Eingangsthore zueilten, dorthin, wo man sein Pferd angebunden hatte.

Daselbe befand sich indessen nicht mehr an dieser Stelle, und es war deshalb anzunehmen, daß einer der Peons (Knechte) es bereits zu den anderen Pferden in den Corral gebracht hatte.

Als Esteban sich dorthin begab, um hier sein Pferd zurückzufordern, wurde ihm dessen Herausgabe von den dort anwesenden Peons verweigert. Der Tigrero, welcher ein nochmaliges Zusammentreffen mit Nunez vermeiden wollte, und sich auf seine Kraft und Schnelligkeit verließ, stieß die ihm zunächst stehenden Peons zur Seite und eilte dann auf sein nur wenige Schritte von ihm entfernt

stehendes Pferd zu, um sich in den Sattel zu schwingen. Schon im nächsten Augenblicke waren die Peons jedoch wieder auf den Füßen und während einer derselben dem Pferde in die Zügel fiel, versetzte ein anderer dem bereits im Sattel sitzenden Tigrero mit einem Pfahl einen Schlag über den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank.

Die gleichzeitig von den Peons ausgestoßenen Hilferufe hatten unterdessen eine Anzahl spanischer Soldaten herbeigeführt, welche sich nun des hilflos am Boden Liegenden bemächtigten und demselben Hände und Füße banden.

Sobald Kapitän Nunez einige von seinen Reitern auf die Fährte der von dem Posten entdeckten beiden Reiter entsandt hatte, begab auch er sich, von dem in dem Corral Vorgefallenen benachrichtigt, dorthin und befahl, nachdem er sich mit dem Sachverhalt bekannt gemacht hatte, den Gefesselten in das Haus zu bringen, wo er nun zu seinem nicht geringen Erstaunen in demselben seinen ehemaligen Führer durch die Planos erkannte.

„Diabolo,“ rief er, „das ist ja, so wahr ich lebe, der Indio, welcher mir damals Säbel und Mantel gestohlen hat, um unter meiner Maske die Familie des Rebellen Paez zu befreien — oder willst du leugnen, daß du es gewesen bist?“

„Daß ich das Letztere gethan habe, ist wahr,“ versetzte Esteban, dessen Bewußtsein inzwischen zurückgekehrt war; „doch für den Mantel und den Säbel, deren ich dazu bedurfte, hat Juan Euch ein Goldstück zurückgelassen, dessen Wert den dieser Sachen um das Doppelte übersteigt.“

„Haha, ich dachte es mir: also endlich einmal ein ehrlicher Spitzbube; doch das wird Euch wenig nützen, denn Ihr werdet darum nicht minder den Strick kennen lernen, als alle übrigen. Am liebsten ließ ich Euch gleich an den nächsten besten Baum hängen; doch, da Ihr uns gesagt habt, daß Ihr aus dem Hauptquartier des Generals Boves kommt, so wird es nötig sein, daß wir Euch diesem ausliefern, damit er Euer Urtheil spricht; denn wer weiß, was Ihr dort noch ausgeführt habt. Er könnte es uns am Ende gar übel nehmen, daß wir ihm vorgegriffen haben.“

Auf seinen Befehl wurde der Gefangene hinausgeführt und in

einem mit Soldaten belegten Vorratschuppen untergebracht, wo er sich fortwährend unter deren Aufsicht befand.

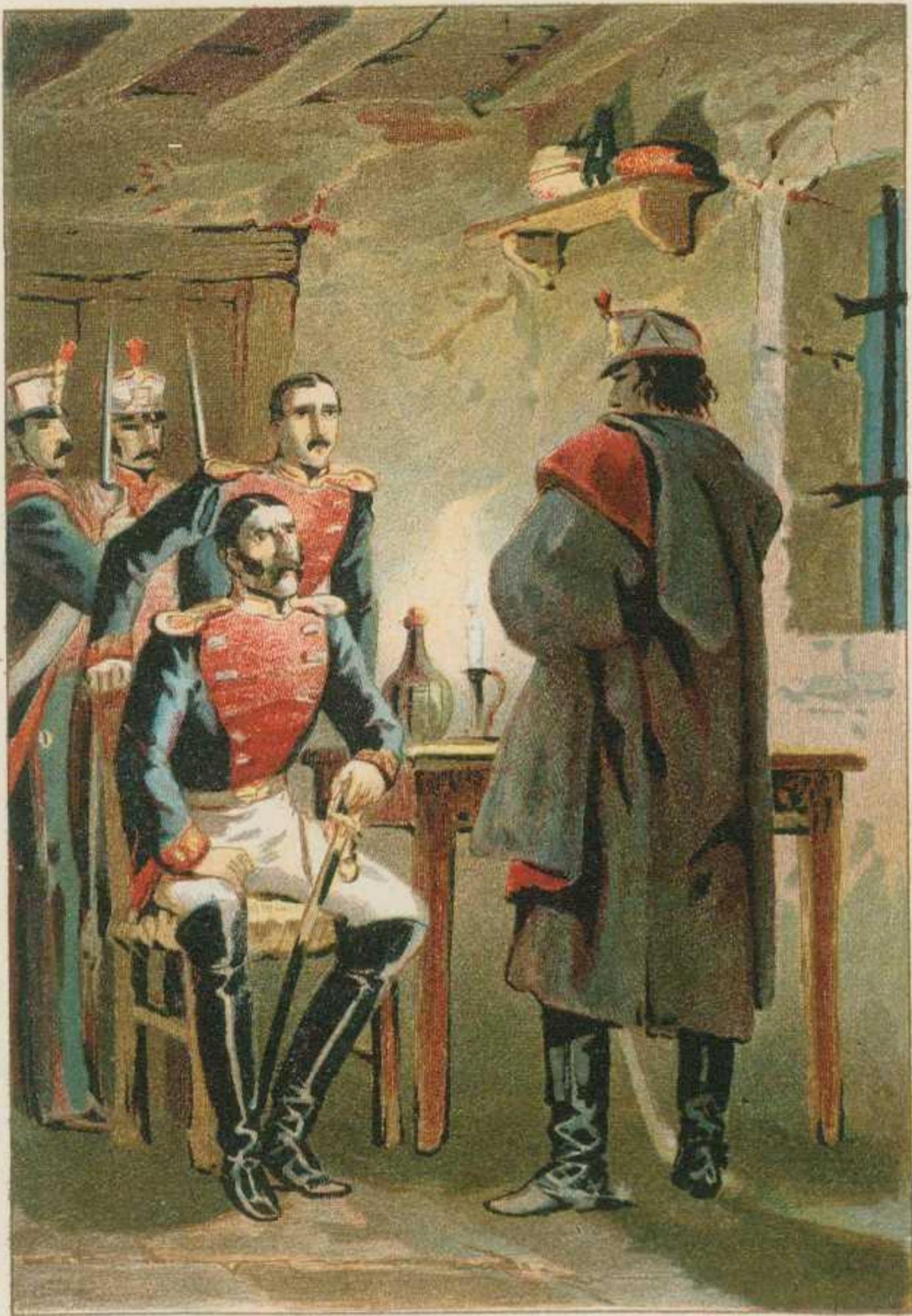
Die Lage des Tigreiro war, wie dieser sich nicht verhehlen konnte, eine ziemlich ernste, und er sann diesmal vergebens auf ein Mittel, sich aus derselben zu befreien.

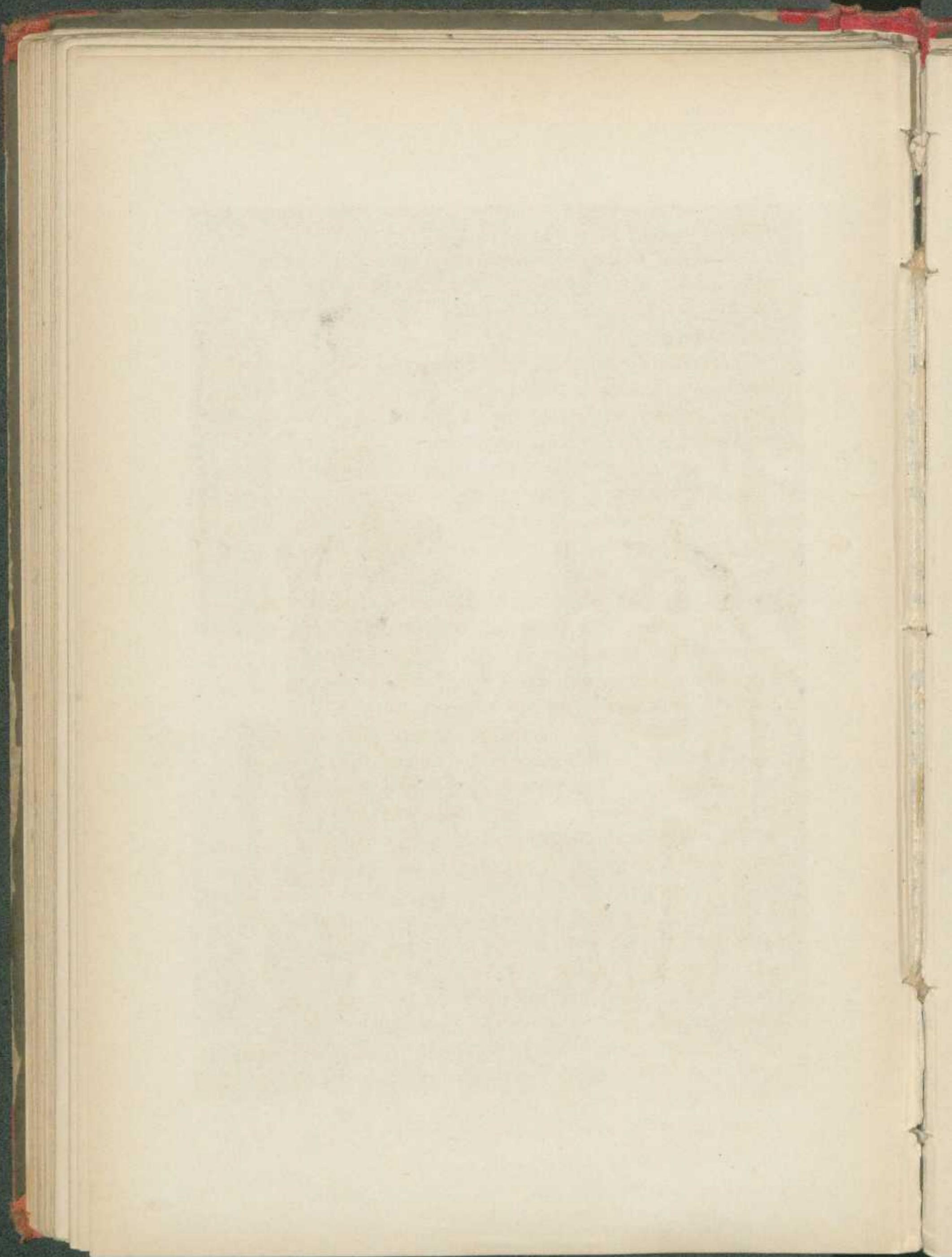
Seine einzige Hoffnung war, daß es ihm vielleicht gelingen werde, während der Nacht unbemerkt seine Fesseln zu lösen. Hierzu war es nötig, daß er sich zunächst scheinbar in sein Schicksal fand und hierdurch die in seiner Nähe liegenden spanischen Soldaten sicher machte. Er schloß deshalb die Augen und ließ nach einigen Minuten schon die ruhigen Atemzüge eines Schlafenden hören.

Dieses Mittel hatte den Erfolg, daß die Soldaten nach Verlauf von etwa einer halben Stunde die des Gefangenen wegen in dem Schuppen aufgehängte Laterne, deren Licht sie beim Einschlafen stören mochte, auslöschten und sich sämtlich gleichfalls dem unterbrochenen Schlafe wieder hingaben.

Sobald der Tigreiro annehmen durfte, daß alle eingeschlafen waren, machte er den Versuch, sowie ihm auf den Rücken zusammengebundenen Hände durch Ziehen an den Fesseln allmählich zu lösen. Er überzeugte sich jedoch schon bald, daß die festen Lederriemen aller Anstrengungen spotteten. In einer sehr unbequemen und auf die Dauer ihm heftige Schmerzen verursachenden Lage brachte er den Rest der Nacht zu. Er hatte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, als ein Opfer der Rache des Capitano für den diesem in San Fernando gespielten Streich zu fallen, wobei ihn allein der Gedanke aufrichtete, daß er vor seinem Tode wenigstens noch die Befreiung Josés bewirkt habe und daß es diesem sowohl als Juan geglückt sei, den Spaniern zu entkommen, erfuhr er noch während der Nacht von den zu ihrer Verfolgung ausgesandten Reitern, welche unverrichteter Sache zurückkehrten.

Eстебан sowohl als die Spanier erwarteten am nächsten Tage vergebens die Ankunft des Generals Boves, die der Tigreiro allerdings mit Rücksicht auf den eingetretenen Wechsel des Wetters nur vermutet hatte, da er sich sagen mußte, daß der General, wenn er überhaupt den Marsch nach den nördlichen Gegenden des Landes vor Beendigung der Regenzeit antreten wolle, dieses unverzüglich





geschehen müsse, da jeder verlorene Tag den Plan sonst vereiteln konnte.

Der Tag verging in fortwährender Erwartung, und eine von dem Capitano gegen Mittag nach Calabozo abgesandte Ordonnanz war bis zum Abend, wo der periodische Regen wieder begann, noch nicht zurückgekehrt.

Der Regen fiel diesmal noch heftiger und andauernder als am Tage zuvor, und gegen Mitternacht wurden die in dem Borratschuppen schlafenden Soldaten durch das Eindringen des Wassers höchst unjanst aus der Ruhe aufgeschreckt.

Alles stürzte in kopfloser Eile hinaus, um in dem etwas höher liegenden Hauptgebäude Schutz zu suchen. Niemand hatte bei dieser eiligen Flucht an den Tigrero gedacht, der sich nun allein in dem Schuppen sah, und zudem noch an der tiefst gelegenen Stelle desselben sich befand, indem man ihn in eine, wahrscheinlich zum Aufbewahren von Früchten bestimmte Erdgrube gelegt hatte. Er war jedoch weit entfernt, sich durch einen Ruf, welcher die Spanier auf ihn aufmerksam gemacht haben würde, retten zu wollen, denn er zog, da er ja doch einmal sterben sollte, den Tod durch das Wasser dem durch die Hand der verhassten Feinde vor.

Nach kurzer Zeit schon war das Wasser einen Fuß hoch gestiegen; doch wenn der Gefangene auch beschlossen hatte, seinen Tod darin zu suchen, so bewog ihn doch die jedem Menschen innewohnende Liebe zum Leben, den letzten Augenblick noch so lange als möglich hinauszuschieben und statt das Wasser liegend zu erwarten, hatte sich deshalb der Tigrero aufgerichtet und erwartete nun sitzend sein Ende.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde war ihm das Wasser bereits bis unter die Arme gestiegen und er begann zu rechnen, wie viel Zeit hiernach noch vergehen werde, bis die Flut seinen Kopf erreicht habe. Sein Exempel erwies sich jedoch als nicht richtig, denn als er nach einer längeren Zeit, während welcher seine Gedanken bald zu Juan und José, bald zu der fernen Heimat hinausgeschweift waren, seine Aufmerksamkeit wieder sich selbst zuwandte, bemerkte er, daß das Wasser nicht mehr gestiegen sei. Zu gleicher Zeit machte er aber noch eine weitere Wahrnehmung, welche die schon geschwun-

dene Hoffnung auf Rettung wieder in seine Brust zurückkehren ließ. Die seine Hände und Füße umgebenden Lederstreifen waren durch das Wasser in solchem Maße aufgeweicht, daß sie seine unter der Einwirkung des kalten Wassers gleichzeitig eingeschrumpften Glieder nur noch lose umgaben. Der erste Versuch, seine Hände frei zu machen, mißlang zwar, doch hatten sich die Fesseln dabei so weit gelockert, daß er nur noch einiger Geduld bedurfte, um glücklich damit zu stande zu kommen.

Nachdem der Tigro die Fesseln von den Händen abgestreift hatte, war es ihm ein Leichtes, auch die der Füße zu lösen und nach wenigen Minuten schon stand er wieder frei da.

Der Plan zu seiner weiteren Flucht war bald entworfen. Mit den Händen umhertastend, fand er sich zu der Stelle hin, an welcher die Spanier allerlei Vorräte aufzubewahren pflegten. Er nahm hier ein Messer und einige Maiskuchen, sowie ein Stück gedörrtes Fleisch an sich und verließ dann vorsichtig den Schuppen.

Der Regen hatte draußen nachgelassen, doch der Himmel war noch immer mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt und die Finsternis konnte nahezu undurchdringlich genannt werden, indem selbst die dunklen Massen der Gebäude kaum zu erkennen waren.

Der Tigro hatte deshalb eine Entdeckung um so weniger zu befürchten, als wohl angenommen werden durfte, daß der Posten sich gleichfalls unter irgend ein schützendes Dach zurückgezogen haben werde.

So ungerne er auch sein Pferd zurückließ, so hielt er es doch für sicherer, wenn er sich ohne dieses auf den Weg machte, da er fürchtete, daß die Peons aufmerksamere Wächter sein würden als der Posten; er umging deshalb, sobald er den Schuppen glücklich hinter sich hatte, den Corral in einem weiten Bogen und schlug dann die Richtung nach Norden ein, welche er am Morgen nach dem Stande der Sonne festgestellt hatte, ohne dabei zu hoffen, daß ihm diese Kenntniss noch etwas nützen werde.

Don Valerio.

José und sein Gefährte hatten inzwischen ihren Marsch längs dem linken Ufer des Stromes fortgesetzt. Vor ihnen im Norden begannen jetzt wieder die Vorberge des Hochlandes von Carracas sichtbar zu werden und in dem Maße, als sie sich denselben näherten, wurde der Boden allmählich fester und ebener und das Gras kürzer.

Vergebens sahen sich die beiden Wanderer unterwegs nach etwas Eßbarem um; außer den trockenen holzigen Palmmüßsen war nichts zu entdecken und als gegen Abend in der Ferne die Schilfdächer einer einsam in der Llano liegenden Estancia sich zeigten, entschlossen sich beide, selbst auf die Gefahr hin, mit Spaniern zusammenzutreffen, dort einige Tortillas oder sonstige Nahrungsmittel zu kaufen.

Nach einer Wanderung von etwa einer halben Stunde lag die aus einer Gruppe größerer und kleinerer Hütten und Schuppen bestehende Estancia vor ihnen.

„Ich fürchte, daß wir hier nicht das finden werden, was wir suchen,“ sprach Juan. „Statt der Kinder und Stiere, welche sich hier befinden müßten, sehe ich nur Pferde und dazu auch eine weit größere Anzahl von Menschen, als man sonst auf einem Hato zu finden pflegt.“

„Wir müssen es versuchen,“ versetzte José, „im schlimmsten Falle kann man uns unsere Bitte nur abschlagen und uns weiter gehen heißen, auch können wir jetzt nicht mehr zurück, da man uns bereits gesehen hat.“

„Es ist wie ich dachte,“ bemerkte Juan nach einiger Zeit, „das ganze Nest steckt voll Spanier. Jetzt möge der Himmel uns gnädig sein.“

Wenige Minuten später waren die beiden Gefährten von einer Schar spanischer Soldaten umringt, welche ihre Verwunderung darüber aussprachen, zwei Männer zu Fuß aus der Llano kommen zu sehen, was allerdings in jener Gegend, wo jeder ohne Ausnahme reitet, selbst wenn der zurückzulegende Weg ein noch so kurzer ist, in hohem Grade auffallen mußte.

José berichtete der Wahrheit gemäß, auf welche Weise man die Pferde verloren habe, ohne allerdings dabei zu erwähnen, daß dieses auf der Flucht vor den Spaniern geschehen sei.

„Die Geschichte kommt mir, so glaubhaft sie klingen mag, doch etwas sonderbar vor,“ bemerkte ein alter, graubärtiger Sergeant, „und wir wollen, bevor wir die Burschen weiter ziehen lassen, die Sache doch dem Capitano melden.“

Auf einen Wink des Sergeanten mußten die Beiden ihm folgen und er schritt dann zu dem größten der den Hof umgebenden Schuppen hin, wo er dem Capitano, welcher hier sein Quartier aufgeschlagen hatte, seine Meldung abstattete.

Dieser ein grimmig und finster aussehender schon älterer Mann, welcher mit seinem Teniente beim Kartenspiel saß, unterwarf die beiden Gefangenen, denn als solche schien er sie zu betrachten, einem scharfen Verhör, aus welchem hervorging, daß er sie für Spione oder Deserteur hielt.

José gab an, daß er sich auf einem Botenritte verirrt habe und zufällig mit seinem Gefährten zusammengetroffen sei.

Da sie sich im allgemeinen an die Wahrheit hielten und nur ihre Beziehungen zu den Spaniern nicht erwähnten, so stimmten die Aussagen beider ziemlich genau überein; dennoch befahl der mißtrauische Capitano, sie einstweilen einzusperrn, bis man irgend eine Nachricht von den weiter südlich stehenden Detachements erhalten habe, aus welcher hervorgehe, daß dort nichts vorgefallen sei, was gegen die beiden Gefangenen spreche.

„Sorgen Sie dafür, Don Valerio, daß die beiden Burschen untergebracht werden,“ sprach der Capitano sich erhebend; dann trat er an das Fenster und ließ einen lauten Pfiff ertönen.

„Mein Pferd,“ befahl er, „und zwei Ordonnanzen! Ich will die Dämmerung benutzen, um noch einmal zu den Posten hinauszureiten,“ wandte er sich dann wieder an den Teniente, „um mich selbst zu überzeugen, ob es wahr ist, daß die Independenten auf den Höhen von Ortiz lagern. Man muß, sobald es dunkel ist, ihre Wachtfeuer brennen sehen.“ Dann ergriff er Säbel und Pistolen und schritt hinaus.

Sobald er das Gemach verlassen hatte, erhob sich der Teniente von seinem Stuhle.

„Ich sollte denken, wir müßten uns früher schon einmal begegnet sein, Senor,“ sprach er, indem er zu José hintrat.

Dieser erschrak bei der Anrede des Teniente nicht wenig; denn wenn derselbe ihn kannte, so war er sowohl als sein Gefährte verloren. Er erinnerte sich zwar nicht, den jungen Offizier, der ihm seiner ungewöhnlichen Größe wegen wohl aufgefallen sein würde, jemals gesehen zu haben.

„Ihr werdet Euch in meiner Person täuschen, Senor,“ versetzte er.

„Das wäre allerdings möglich; doch vielleicht wird Euch unsere Begegnung wieder einfallen, wenn ich Euch den Ort derselben nenne. Sie fand auf der Höhe von Tortuga an Bord eines spanischen Schiffes statt, wo Ihr einen jungen spanischen Fährnich mit Euerm Säbel zeichnetet. — Ha, ich sehe, jetzt erinnert Ihr Euch; dieser Fährnich steht vor Euch und hier auf meiner Backe ist noch das Zeichen Eueres Säbels. Ihr braucht Euch der Erinnerung an jenen Kampf nicht zu schämen,“ fuhr er, die Bewegung José's falsch deutend, fort. „Ihr habt Euch dabei als ein Meister in Euere Waffe bewiesen, denn wir hatten zu zweit genug zu thun, um Euch uns vom Leibe zu halten. Euere Landsleute haben uns damals behandelt, wie es Kriegsgefangenen zukommt; leider ist dieser Gebrauch im Laufe des abscheulichen Mordkampfes, in welchem wir uns befinden, immer mehr abgeschafft, und heute werden Gefangene wenig anders als Räuber behandelt. Auch Euch würde ein solches Schicksal blühen, zumal da Ihr wohl nicht ein einfacher Bote seid, wie Ihr dem Capitano angegeben habt. Ihr wißt, daß der Capitano mir während seiner Abwesenheit die Sorge für Euere Bewachung anvertraut hat; ich büрге ihm deshalb mit meiner Ehre für Euch; sobald er aber zurückgekehrt ist, mag er selbst sehen, wie er Euch festhält. Die Zeit Euere Flucht werde ich Euch dadurch andeuten, daß ich Euch den Schlüssel zu Euerm Gefängnis durch das in demselben befindliche kleine Luftloch werfe. Schließt die Thüre wieder hinter Euch zu und legt den Schlüssel dann in ein Fenster an der Rückseite dieses Hauses, welches Ihr offen finden werdet.“

Die Richtung der Langseite dieses Hauses führt Euch nach Norden, wo Ihr, wenn unsere Nachrichten nicht trügen, nur wenige Leguas von hier bereits das Lager des Generals Baez finden werdet."

"Nehmt unsern Dank, Senor," sprach José bewegt, "und seid versichert, daß ich keinen größeren Wunsch hege als den, daß der Himmel mir Gelegenheit geben möge, Euch meinen Dank für das, was Ihr für uns gethan habt, durch die That zu vergelten."

"Es bedarf Eures Dankes nicht, denn was ich thue, geschieht, um den Capitano vor einem Unrecht zu bewahren. Wenn Ihr mir aber danken wollt, so könnt Ihr das dadurch, daß auch Ihr der spanischen Gefangenen Euch annehmet und soweit Ihr es hindern könnt nicht duldet, daß ihnen etwas geschieht, was gegen das Kriegsrecht ist, welches man hier leider nicht mehr zu kennen scheint. Ob Ihr Soldat seid, will ich nicht wissen, wenn ich es auch vermute; seid Ihr es nicht, so hatten wir kein Recht, Euch gefangen zu nehmen. Seid Ihr es, so hege ich von einem Tapferen, als welchen ich Euch kennen gelernt habe, die Überzeugung, daß kein unehrenhafter Grund ihn veranlaßt hat, sich in der Tracht eines Planeros zu verbergen. Ich habe dem Könige als Soldat Treue gelobt und die werde ich ihm halten; ich lasse mich aber nicht gebrauchen, um gegen ein zur Verzweiflung getriebenes Volk Schergendienste zu leisten."

Der Teniente rief hierauf den alten Sergeanten herbei und wies diesen an, die beiden Gefangenen in einem auf dem Hofe befindlichen kleinen Schuppen unterzubringen, welcher seiner äußeren Gestalt nach früher zum Einsieden von Zucker gedient zu haben schien.

"Das war ein schlechtes Geschäft, Senor," seufzte Juan, als beide sich in ihrem Gewahrsam allein befanden. "Statt eines Abendbrotes ein Gefängnis."

"Beruhige dich, amigo," versetzte José, den, obgleich er selbst lebhaften Hunger empfand, die wehmütig-komische Miene des armen Juan belustigte. "Es hätte noch schlimmer kommen können und wir wollen deshalb nicht klagen. Vielleicht wird der Teniente, der einer der bravsten Burichen ist, die ich jemals gefunden habe, unsern stillen Wunsch erraten."

Sehr bald schon hatten die beiden Gefangenen Gelegenheit zu erfahren, daß Josés Vermutung das Richtige getroffen. Nach Verlauf weniger Minuten erschien ein Soldat, welcher ihnen gedörrtes Fleisch, Tortillas und einen Krug Wasser brachte.

Sie sprachen den Speisen wacker zu und legten sich dann, da sie sehr ermüdet waren, auf dem Fußboden ihres Gefängnisses zur Ruhe, des Zeichens des Teniente gewärtig.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde begann wieder der periodische Regen zu fallen; fast gleichzeitig ließ sich draußen der Hufschlag mehrerer Pferde vernehmen, und dann erklang die laute Stimme des Capitano, welcher seinen Leuten einen Befehl gab. Hierauf wurde alles wieder still und nur das eintönige Rauschen und Plätschern des Regens wurde noch gehört.

Die beiden Gefangenen konnten jetzt jeden Augenblick den Teniente mit dem Schlüssel erwarten. Sie horchten angestrengt in die Nacht hinaus; doch es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß das Erwartete eingetreten wäre.

„Der Senor Teniente scheint uns vergessen zu haben oder hat sich später eines anderen besonnen,“ sprach Juan. „Der Regen, welcher uns die Wachen vom Halse hielt, beginnt schon nachzulassen.“

„Wenn der Teniente nicht kommt, so ist ihm irgend ein Hindernis in den Weg getreten,“ tröstete José den Gefährten. „Daß er uns vergißt oder gar seinen Plan uns zu retten aufgegeben hat, haben wir, davon bin ich fest überzeugt, nicht zu befürchten. Vielleicht ist es nur heute nicht gegangen und dann ist morgen auch noch ein Tag.“

„Vierundzwanzig Stunden sind eine lange Zeit,“ entgegnete Juan, „und es kann darin vieles geschehen. Wer weiß, ob nicht morgen um diese Zeit General Boves hier ist; daß er im Begriffe war, mit einem Teile seiner Reiter von Calabozo aufzubrechen, ist gewiß. Findet er uns aber hier, so gebe ich für unser Leben keinen Centavo mehr, denn Boves kennt mich.“

„Dann braucht er keinem von uns den Vorzug zu geben, denn meiner wird er sich ohne Zweifel ebenfalls erinnern. Er gehört mit zu denen, die ich einmal mit dem Säbel gezeichnet habe und

ich glaube nicht, daß er darüber so ruhig denken wird, wie der wackere Teniente.“

„Es kommt jemand,“ flüsterte Juan seinem Gefährten zu, und in der That ließ sich jetzt ein leichter Tritt vernehmen, der sich dem Gefängnisse der beiden näherte. Im nächsten Augenblicke erklang das leise Geräusch eines fallenden Gegenstandes, und als die Beiden unter der kleinen Lichtöffnung am Boden umhertasteten, fanden sie den gesuchten Schlüssel.

Das Ohr an die Thür gedrückt, horchten sie, bis die Tritte nicht mehr zu hören waren, dann schoben sie den Schlüssel in die Thür und schlossen auf.

Schon beim Verschließen ihres Gefängnisses hatten sie bemerkt, daß das Schloß alt war und selten gebraucht zu werden schien, weshalb es sich nicht ohne Geräusch bewegen ließ. Auch jetzt wurde ein lautes Kreischen des rostigen Riegels vernommen, welches die beiden Flüchtlinge erschreckt innehalten ließ.

Als nach Verlauf einiger Minuten nichts Verdächtiges sich hatte hören lassen, öffneten sie die Thür und traten aufatmend in das Freie.

Der Regen fiel mit verminderter Stärke, aber noch immer dicht genug, um alles ringsumher wie von einem Wasservorhang verhüllt erscheinen zu lassen. Schon nach wenigen Augenblicken hatte er die beiden Flüchtlinge bereits bis auf die Haut durchnäßt.

Längs dem Hauptgebäude dahintappend, gelang es diesen, das einzige an der Rückseite des Hauses befindliche Fenster zu finden, und den Schlüssel durch dasselbe hineinzuschieben; dann verließen sie mit dem Gefühle warmen Dankes gegen ihren edlen Erretter das Gehöft und schlugen die ihnen angegebene Richtung ein.

Die Dichtigkeit des Regens machte es vorläufig unmöglich, von den Wachtfeuern der Planeros etwas zu entdecken und die beiden Flüchtlinge wanderten deshalb aufs Geratewohl weiter, stets darauf bedacht, die einmal eingeschlagene Richtung genau inne zu halten, bis sie nach einiger Zeit an das Ufer eines ziemlich breiten, ihren Weg kreuzenden Flusses gelangten.

Der junge Offizier hatte nichts von einem solchen erwähnt und José schloß hieraus, daß sie zu weit nach Westen geraten seien.

Stunde um Stunde verrann, der Regen hatte immer mehr

nachgelassen und im Osten begann bereits der erste helle Schein des jungen Tages mit dem nächtlichen Dunkel zu kämpfen, ohne daß man eine Spur des Lagers gefunden hätte.

Da der junge Offizier die Entfernung bis zum Lager der Alaneros auf einige wenige Leguas angegeben hatte, die beiden Flüchtlinge aber nach Josés Berechnung seit dem Verlassen der Hato deren wohl sechs bis sieben zurückgelegt hatten, so mußten sie das Lager verfehlt haben.

„Laß uns hier ruhen, bis es Tag geworden ist,“ sprach José mißmutig zu seinem Gefährten, indem er sich in das hohe, regenfeuchte Gras niederwarf, wo er wenige Minuten später bereits vor Ermüdung eingeschlafen war.

Als er aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel; doch die warmen Strahlen, welche sie herniederjandte, vermochten nicht die eisige Kälte zu vertreiben, welche Josés Körper durchrieselte und seine Glieder erzittern machte.

Bergebens sah er sich nach seinem Gefährten um; dieser war nirgends zu entdecken und nur eine Spur in dem hohen, noch vom Regen schweren Graze ließ den Weg erkennen, den er genommen hatte.

Jetzt erst bemerkte José den veränderten Charakter der ihn umgebenden Landschaft. Die weite Llano war verschwunden und zu beiden Seiten des wohl eine halbe Legua weiten Thales, in welchem er sich befand, erhoben sich schön bewaldete Hügel. Durch das Thal wand sich in weitem Bogen der Fluß dahin, dem man während der Nacht gefolgt war, und wenige hundert Schritte stromaufwärts schimmerten die hellen Mauern einer stattlichen Hacienda zwischen dunklen Baumgruppen hervor. Dort hinaus führte auch die Spur Juans und es war nicht schwer zu erraten, daß er Josés Schlaf benützt hatte, um auf Rundschaft auszugehen.

José machte sich, alle Vorsicht vergessend, sogleich auf, um den treuen Gefährten zu suchen, dessen Ausbleiben seine Besorgnis erregte; doch bevor er noch fünfzig Schritte weit gegangen war, sah er zu seiner Freude den Vermißten daherkommen.

„Ich dächte,“ sprach er in dem Tone des Vorwurfs, „wir hätten doch in dem Hato zu schlechte Erfahrungen gemacht, als

daß du schon wieder den Versuch hättest machen sollen, in eine Falle zu geraten.“

„Ich habe es mit aller Vorsicht gethan,“ entschuldigte sich Juan, „und mich erst sehen lassen, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß hier nichts zu befürchten war. Wir haben es hier mit friedlichen Leuten zu thun, die obendrein, soviel ich aus ihren Fragen und ihrem Benehmen entnommen habe, nichts von den Spaniern wissen wollen.“

„Es freut mich, daß wir endlich einmal Freunde gefunden haben,“ versetzte José mit matter Stimme; „denn ich fühle, so nahe auch das Lager des Generals Paez sein mag, daß ich es nicht erreichen werde, bevor ich mich ausgeruht habe.“

„Por dios (um Gotteswillen), Senor,“ rief Juan erschreckt aus, „Ihr werdet doch nicht krank werden. Folget mir schnell, vielleicht kann etwas warme Speise, die wir seit mehreren Tagen entbehrt haben, das Übel bannen, welches die Anstrengungen und der Schlaf in den nassen Kleidern Euch zugezogen haben wird.“

Mit unsicheren, kraftlosen Schritten und gleich einem Trunkenen taumelnd, folgte José dem treuen Gefährten zu der Estancia, deren Bewohner sich freundlich seiner annahmen.

Der Estancierero, ein ehrwürdiger Greis, der bei seiner zahlreichen Familie und seinen Dienstleuten wohl mehr als einmal den Arzt hatte spielen müssen und der mit den am meisten hier vorkommenden Krankheiten und deren Behandlung vertraut war, erklärte, daß José das Fieber habe. Er ließ ihn gleich in ein Bett bringen, und einen von ihm selbst gemischten Trank einnehmen, nach welchem der Kranke in einen tiefen Schlaf versiel.

Der Verräter.

Schon früh am Morgen setzte die Meldung des alten Sergeanten, daß die beiden Gefangenen aus dem Siedehause entflohen seien, die Besatzung der Estancia in Bewegung.

Da die Thür verschlossen gefunden worden war, so vermochte niemand zu begreifen, auf welche Weise es den Gefangenen gelungen

sei, zu entkommen. Der alte Sergeant sowohl als der Soldat, welche zuletzt das Siedehaus betreten hatten, als sie den Gefangenen ihr Abendbrot brachten, erinnerten sich mit Bestimmtheit, daß sie die Thür verschlossen und den Schlüssel wieder in die Wohnung des Capitano hinübergetragen hatten; dazu war der Alte ein zu gewissenhafter Soldat, als daß man ihm überhaupt irgend eine Nachlässigkeit beim Zuschließen hätte zutrauen können.

Unter diesen Umständen blieb schließlich für das räthelhafte Entweichen der Gefangenen nur die Erklärung übrig, daß sie durch den Schornstein des Siedehauses gestiegen seien, obgleich dessen Enge und Höhe eine Flucht auf diesem Wege nahezu unmöglich erscheinen ließen.

Der Capitano tobte und fluchte wie ein Heide; denn die räthelhafte Flucht seiner Gefangenen bestärkte in ihm den Glauben an ihre Gefährlichkeit.

Die Aufmerksamkeit wurde, nachdem der Vorfall während des ganzen Vormittags hin und her besprochen worden war und jeder seine Ansicht zum besten gegeben hatte, endlich dadurch auf etwas anderes gelenkt, daß kurz nach Mittag der am Eingange der Estancia aufgestellte Posten von Süden her das Herannahen einer Schar Reiter meldete.

Da man ebensogut Freunde als Feinde erwarten konnte, so brachte diese Kunde schnell das kleine Kommando in Aufruhr. Der Capitano ließ sogleich die Pferde zusammentreiben und mit Koppel und Halfter versehen, um so die Herde, zu deren Schutze das Kommando sich hier befand, dem Feinde nötigenfalls zu entziehen.

Die den Herannahenden entgegengesandten Reiter gaben indessen schon bald durch Schwenken mit einem Tuche das verabredete Zeichen, daß man Freunde vor sich habe und der Capitano bestieg sein Pferd, um demselben entgegenzureiten und sie zu begrüßen.

Der Teniente, welcher während der Abwesenheit des Capitano den Befehl auf der Estancia führte, ließ unterdessen die Reiter unter die Waffen treten, wobei es sich herausstellte, daß einer derselben fehlte. Don Valerio sandte sogleich einen Mann aus, um ihn zu suchen, und dieser kehrte schon nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück, daß Pablo Ahora krank sei und nicht kommen könne.

Der Teniente begab sich nun selbst zu dem Manne, um nach ihm zu sehen. „Wo fehlt es Euch?“ fragte er ihn.

„Ich bin zu müde zum Aufstehen, Senor,“ entgegnete der Soldat. „Es ist einem am Ende auch wohl zu gönnen,“ jagte er, den Teniente mit einem frechen Blicke beobachtend, hinzu, „wenn man nach einer Nacht wie die vorige etwas der Nachruhe pflegt. Gut drei Stunden lang habe ich im ärgsten Regen neben dem Siedeschuppen liegen müssen, um die beiden Vögel hinausfliegen sehen zu können. Ihr, Senor Teniente, werdet bis zu dem Augenblicke, wo Ihr den beiden Spionen den Schlüssel brachtet, geschlafen haben; mir ist es nicht so gut gegangen und ich wäre deshalb längst in mein warmes Nest gekrochen, wenn ich nicht durch das Fenster einige der Worte Eueres Gespräches mit einem der fremden Männer gehört hätte und infolge davon neugierig gewesen wäre, wie die Sache wohl auslaufen werde.“

Der Teniente stand bei dieser Mitteilung wie vom Blitze getroffen; denn er wußte, daß seine Handlungsweise ebensowenig von dem Capitano als von seinen anderen Vorgesetzten, deren Denkungsart er kannte, verstanden werden würde und daß sein Schicksal, welches nach dem Kriegsgefeß der Tod war, völlig in der Hand dieses Mannes liege. Der Zorn über den Heimtückischen, der jetzt über ihn triumphierte und ihn mit frechen herausfordernden Blicken maß, ließ seine Hand unwillkürlich zum Säbel greifen, um dem Spion damit den Mund zu stopfen. Schon im nächsten Augenblicke jedoch ließ er die Hand wieder sinken. Er wollte sich nicht durch einen Mord, denn etwas anderes wäre es nicht gewesen, Rettung des eigenen Lebens erkaufen.

Don Valerio bezweifelte keinen Augenblick, daß der Spion sein Wissen zu einer Erpressung auszunutzen beabsichtigte, und da er von Hause aus vermögend war, so würde es ihm vielleicht gelungen sein, sich die Verschwiegenheit jenes Mannes zu erkaufen. Er war jedoch keinen Augenblick mit sich darüber im Zweifel, daß er sich auf etwas derartiges nicht einlassen werde, vielmehr beschloß er ein anderes Verfahren einzuschlagen und dadurch den Soldaten vielleicht irre zu machen.

„Wenn Ihr Euch während der Nacht im Hofe herumtreibt

statt zu schlafen, so ist das keine Entschuldigung für Euere Faulheit," sprach er in strengem Tone, „und ich rate Euch, den Scherz nicht weiter zu treiben. Wenn Ihr nicht in fünf Minuten in Reih und Glied steht, so werde ich Euch fünfundzwanzig Hiebe anzählen lassen.“

„Wart Schurke, das sollst du mir büßen," züchte der Spion, indem er dem hinausgehenden Teniente die geballte Faust nachstreckte. „Ich komme jetzt, denn er wäre im stande, seine Drohung auszuführen. Sobald aber die Gelegenheit günstig ist, werde ich dem Capitano einen Floh ins Ohr setzen, und wie ich den kenne, möchte ich dann nicht in den Stiefeln des Teniente stecken.“

Etwas eine halbe Stunde später war der Vortrab der Reiter auf der Estancia angelangt. Schon von ferne erkannte Don Valerio dieselben an den schwarzen Fähnchen ihrer Lanzen als die berüchtigte division infernale (Höllenschar) des Generals Boves, eine aus dem verrufensten Gefindel bestehende Truppe. An ihrer Spitze ritt der General in Begleitung des Capitano.

„Don Valerio," rief dieser seinem Leutnant zu, „Ihr seid von heute an zum Dienst bei Seiner Excellenz kommandiert, welche beim Vormarsch gegen das Hochland von Euere Ortskenntnis Gebrauch zu machen wünscht.“

So wenig Neigung der junge Offizier sonst auch verspüren mochte, gerade dieser Truppe einverleibt zu werden, so war er in diesem Augenblicke doch sehr zufrieden, die Estancia und damit die Nähe des Spions meiden zu können, und da der General seinen Marsch sogleich fortzusetzen beabsichtigte, so schloß sich Don Valerio, nachdem er den ihm als Diener zugetheilten Reiter beauftragt hatte, ihm mit seinen geringen Fähigkeiten zu folgen, den Begleitern des Generals an.

„Ihr werdet ohne Zweifel sehr zufrieden sein, Kamerad," redete ihn sein Nebenreiter an, der sich ihm bei der gegenseitigen Vorstellung als Capitano Nunez genannt hatte, „daß wir Euch von Euerm langweiligen Amt als Pferdehirt hier befreit haben. Ich habe selbst einen solchen Posten kommandiert und kenne das Leben in dieser Wildnis also aus Erfahrung.“

„Wird auch die übrige Mannschaft, welche hier liegt, uns folgen?“ fragte Don Valerio.

„Vorläufig nicht, denn die Pferde, welche sie bewacht, dürften hier sicherer und besser aufgehoben sein, als bei uns. Wir sind, daß Ihr es wißt, auf dem Wege, um dem General Paez, der auf den Höhen vor Ortiz lagert, einen Besuch abzustatten und dabei dürfen wir uns nicht mit unnötigem Troß beschweren. Doch, was ich Euch fragen wollte: Haben nicht Euere Posten gestern oder heute vielleicht einige Bagabunden aufgegriffen, die sich hier in der Llano umhergetrieben haben?“

„Nicht daß ich wüßte,“ versetzte Don Valerio anscheinend ruhig, „es sind allerdings gestern zwei Maneros auf der Estancia erschienen, welche vorgaben, sich auf einem Botenritte verirrt und beim Übergang über den Guarico ihre Pferde verloren zu haben.“

„Ha, das sind die Schurken — doch was habt Ihr mit ihnen gemacht?“

„Don Diego hat sie, da er ihren Angaben nicht recht traute, einsperren lassen; doch ist es ihnen gelungen, während der Nacht zu entkommen.“

„Teufel, das ist schade, ich hätte sie für mein Leben gern hängen sehen. War nicht ein auffallend großer Indianer dabei, ein Mann von Euerer Gestalt?“

„Beide waren stattliche schlanke Burjchen, doch nicht von auffallender Größe und anscheinend noch jung.“

„Um, dann ist der Hauptschurke nicht dabei gewesen.“

„Was haben denn die Burjchen verbrochen oder wer sind sie?“

„Der eine ist nur ein simpler Indio, der eine zeitlang mein Diener gewesen und mir dann entlaufen ist, und sich dabei beteiligt hat, unsere Posten zu täuschen und die Familie des Schurken Paez bei Nacht aus San Fernando hinaus in das Lager des Generals zu schaffen; der andere aber ist der Capitano Huanca von der Armee des Obersten Ribas und von diesem abgeschickt gewesen, um Bolivar den Sieg bei Barquesimeto zu melden, auf welchem Wege er von unseren Leuten gefangen ist.“

„Und dann?“

„Diabolo, ist Euch das nicht genug?“

„Aber doch nicht zum Hängen,“ versetzte Don Valerio lachend. „Wenn man dafür hängen sollte, dann danke ich für mein Patent.“

„Ihr scheint ja ganz eigene Begriffe von der Kriegsführung zu haben, Kamerad,“ mischte sich General Boves, der den beiden schon seit einiger Zeit zugehört hatte, in das Gespräch. „Euere Ansichten riechen noch etwas nach der Kriegsschule. Hier befinden wir uns in der Praxis und da wird der Krieg geführt, wie er sein muß: ohne Gnade und ohne Erbarmen.“

Der junge Offizier mochte es nicht für angemessen halten, dem General zu sagen, was er dachte, denn er schwieg. Die tiefe Röthe, welche sich für kurze Zeit über sein offenes Gesicht ergoß, ließ jedoch erkennen, daß er Mühe hatte, seinen Zorn zu bekämpfen. Er betheiligte sich von da an überhaupt nicht mehr an der Unterhaltung und der Zug von Verachtung, welcher sich auf sein Gesicht legte, nahm auch den andern Reitern die Lust, ihn anzureden.

Die Schar hatte das heutige Ziel ihres Marsches, die Estancia de las Culebras fast erreicht, als zwei Reiter in vollem Rosseslaufe ihnen nachgesprengt kamen, in welchen Don Valerio alsbald den Sergeanten und Pablo, den Spion, erkannte. Der raschere Schlag seines Herzens jagte ihm, daß ihr Hiersein ihm galt und daß jetzt sein Schicksal sich erfüllen werde.

Der Sergeant sprengte an den General heran und überreichte demselben einen Brief.

Sobald Boves denselben gelesen hatte, jagte er zu dem Sergeanten gewandt: „Ihr schließt Euch mit Euerm Begleiter uns an und erwartet meinen weiteren Befehl;“ dann wandte er sich zu Don Valerio. „Teniente Baldez,“ sprach er in höhnischem Tone, „wie mir soeben gemeldet wird, habt Ihr die Ansichten, welche Ihr uns soeben zum besten gabet, auch in der Praxis befolgt. Ihr werdet nun gleich Gelegenheit haben, an Euch selbst erfahren zu lernen, wohin man mit Euern Ansichten kommt. Einstweilen seid Ihr Gefangener, bis ein Kriegsgericht Euern Fall untersucht und über Euch geurtheilt haben wird. Capitano Nunez, nehmt dem Gefangenen den Degen ab und gebt ihm am Schlusse des Zuges zwei Reiter zur Bewachung.“

Die Estancia de las Culebras.

Das Ziel des Generals Boves und seiner schwarzen Schar war dieselbe Estancia, auf der am Morgen desselben Tages auch José Aufnahme gefunden hatte und wo er, während seine beiden ärgsten Feinde herannahen, in wilden Fieberphantasien sich erging.

Juan war seit dem Morgen nicht einen Augenblick von seinem Lager gewichen und die eigene Mutter hätte ihm keine aufmerksamere Pflege widmen können, als er sie hier bei dem treuen Indianer, dem Gespielen seiner Jugend, fand.

Mehrmals im Laufe des Tages war Don Romero bei dem Kranken erschienen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und hatte die Hoffnung gegeben, daß das Fieber nach Verlauf von zwei oder drei Tagen gebrochen sein werde.

Als er kurz vor Einbruch der Dunkelheit noch einmal seinen Besuch wiederholte, erhob sich auf dem Hofe ein in dieser Einsamkeit ungewohntes Geräusch und als Juan und Don Romero an das Fenster traten, sahen sie einen stattlichen Reiterzug anrücken.

„Por dios,“ stammelte Juan mit dem Ausdrücke des Schreckens, „das ist Boves mit seiner Höllenschar; wenn er mich und Don José hier findet, so sind wir verloren.“

„Wenn der General oder jemand von seinen Leuten Euch kennt,“ versetzte Don Romero, „so hütet Euch, daß man Euch nicht am Fenster sieht; ich werde dafür sorgen, daß Keiner dieses Zimmer betritt.“ Hierauf eilte der Estanciero hinaus und trat dem General vor der Thür seines Hauses entgegen.

„Ich werde für einige Tage mein Quartier bei Euch aufschlagen, Senor,“ sprach Boves, „und wenn ich auch weiß, daß Ihr im Herzen einer jener verfluchten Independenten seid, so hoffe ich doch in Eurem eigenen Interesse, daß Ihr es mir wie meinen Leuten an nichts werdet mangeln lassen.“

„Exzellenza können über mein Eigentum verfügen,“ versetzte der Estanciero, der es für das Klügste hielt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und das Unabänderliche ruhig über sich ergehen zu lassen. „Auch mein Haus steht zu Euerer Exzellenza Gebrauch;

doch darf ich nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß einer meiner Söhne in diesem Augenblicke an einem gefährlichen Fieber darniederliegt, wie sie dieser Gegend und Jahreszeit eigen sind.“

„Teufel, das fehlte uns noch, in ein Fieberhaus zu kommen,“ rief der General erschreckt aus, indem er einige Schritte zurückwich. „Das Einfachste wäre zwar, den Burschen auszuquartieren, doch ich mag auch nicht in einem Hause sein, wo das Fieber auch nur in jüngster Zeit gewesen ist; so laßt also mir und meinen Offizieren in einem der Nebengebäude bequeme Quartiere einrichten.“

Don Romero dankte in seinem Herzen dem Schicksal, welches durch den Kranken sein Haus vor dem Betreten durch die ungebetenen Gäste gesichert hatte und beeilte sich, alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um den General zufrieden zu stellen.

Die Reiter hausten in dem Eigentum Don Romeros mit der größten Rohheit und Rücksichtslosigkeit. Gärten und Fruchtfelder wurden geplündert und verwüstet und alles Vieh geschlachtet, welches auf dem Hofe zu finden war. Don Romero that, während er mit seinen Söhnen und Dienstleuten alles zur Bequemlichkeit der Reiter einrichtete und überall selbst mit Hand anlegte, als ob er alles das, was um ihn vorging, nicht sähe; er wußte ja doch, daß er es nicht hindern konnte. Im Herzen aber empfand er tödtlichen Haß gegen diese Raubgesellen, welche sich im Namen ihres Königs anmaßten, allein das Recht im Lande zu vertreten.

Als Don Romero nach Sonnenuntergang müde und verstimmt von der Arbeit ins Haus zurücktrat, trat Juan aus einem düsteren Winkel neben der Thür hervor, wo er auf den Estanciero gewartet zu haben schien.

„Wie geht es Euerem Freunde?“ fragte Don Romero, „er ist doch nicht kränker?“

„Im Gegentheil, Senor, er scheint besser zu sein, denn er ist bei klarem Bewußtsein; doch ich komme nicht seinetwegen. Ich wollte Euch bitten, mir einen Euerer Söhne oder Diener mitzugeben, der mich den Weg zu dem Lager des Generals Paez führt. Wenn ich dem General berichte, was hier vorgegangen ist, so wird er nicht säumen, mit seinen Planeros zu kommen und die Königlichen von hier zu vertreiben.“

„Der Gedanke, den General Paez diesen Schurken auf den Hals zu schicken, wäre so übel nicht, wenn man nur wüßte, wo der General sich befindet. Es heißt allerdings, daß er sich nach dem Norden gewandt haben soll; doch wo er in diesem Augenblicke lagert, weiß weder ich noch einer meiner Leute.“

„Er befindet sich nur wenige Leguas von hier. Wie ich auf der Estancia erfahren habe, auf welcher wir die vorige Nacht zubrachten, kann man bei hellem Wetter von dort in nördlicher Richtung seine Lagerfeuer sehen.“

„Dann muß er auf den Höhen von Ortiz stehen und dorthin kann ich Euch einen Wegweiser mitgeben; mein Sohn Fernando selbst soll Euch geleiten. Wenn die Schurken sich nicht meiner Pferde bemächtigt hätten, so könntet Ihr diese benutzen und würdet dann um so früher an Euerem Ziele sein; Ihr werdet nun zu Fuß laufen müssen, dennoch könnt Ihr um Mitternacht das Lager erreichen.“

Man ließ noch etwa eine halbe Stunde verstreichen, dann machten sich die beiden jungen Leute auf und schlichen sich, ihren Weg so viel als möglich im Schatten der die Estancia umgebenden Bäume nehmend, vorsichtig den nahen Bergen zu.

Als mit dem Einbruche der Dunkelheit der Regen wieder begann, zeigte es sich, daß das für den General und seine Offiziere eingerichtete Gebäude nicht völlig dicht sei und der General verlangte nun plötzlich, daß der Kranke sogleich aus dem Hause geschafft und dieses ausgeräuchert werde, damit er es am nächsten Tage beziehen könne.

Don Romero, welcher bis zum Morgen der Ankunft des Generals Paez entgegensah und sein Haus bis dahin vor den rohen Soldaten bewahrt zu sehen wünschte, begab sich zu dem General und bat diesen, zu gestatten, daß man den Kranken während der Nacht in Ruhe lasse.

„Im Kriege kann man sich nicht um Kranke kümmern, da geht der Soldat allen andern vor,“ entgegnete der General barsch; „setz also den Burschen so schnell als möglich hinaus und dann räuchert den ganzen Bau, damit ich schon morgen hineinziehen kann.“

„Wie viele Zimmer wünschen Excellenza?“

„Dumme Frage — natürlich alle. Dieser Raum hier wird von meinen Leuten belegt.“

„Und wo kann ich mit meiner Familie bleiben?“ fragte der Estanciero.

„Zum Teufel, das ist doch nicht meine Sache. Legt Euch meinetwegen hinaus in den Wald!“

„Wir werden sehen, wer zuerst von uns im Walde schläft,“ brummte der Estanciero, indem er hinausschritt, um die nötigen Vorbereitungen für das Wegbringen des Kranken zu treffen.

Schnell ließ er in einiger Entfernung vom Hause eine leichte Bretterhütte errichten, um den Kranken dorthin zu bringen.

Während man damit beschäftigt war, diesen die Treppe hinabzutragen, trat unerwartet der Kapitän Núñez in das Haus, um sich gleich hier für die Nacht einzuquartieren.

Als er den Kranken sah, wich er im ersten Augenblick erschreckt zurück, doch zugleich hatte er denselben auch erkannt.

„Alle Teufel,“ rief er, „da finde ich ja den Burschen, den wir suchen. Um den braucht Ihr Euch übrigens keine Sorge mehr zu machen, Senor, das Fieber wird ihm nichts anhaben können; denn wir werden ihn schon morgen früh mit seinem Spießgesellen an einem und demselben Baum aufhängen.“

„Halt —“ rief er denen nach, welche im Begriff waren, José nach dem Bretterhäuschen zu bringen, „wohin mit dem Schurken?“

„Ich habe ein neues Unterkommen für den Kranken hergerichtet,“ versetzte Don Romero, „und lasse ihn dorthin tragen.“

„Das wird nicht geschehen,“ entschied Núñez, „er gehört für die Zeit, welche er noch zu leben hat, in das Gefängnis und zwar in denselben Keller, in welchem der Gefangene sich befindet, den wir mitgebracht haben.“

„Aber, Senor, Ihr werdet doch einen Fieberkranken nicht in einen Keller stecken wollen?“ wagte Don Romero einzuwenden.

„Allerdings werde ich das und Euch werde ich dazu stecken, wenn Ihr nicht sogleich thut, was ich befehle.“

Don Romero gebot den Leuten, ihm zu folgen und schritt dann voraus dem Keller zu, in welchem der Teniente eingesperrt war.

Dieser erhob sich, als der Schein des von Don Romero getragenen Lichtes sein dunkles Gewahrsam erhellte, von seinem Strohlager.

„Ah, ich glaubte schon, daß man mich zum Kriegsgericht oder was dasselbe ist, zum Tode holen wollte,“ sprach er, seinen Irrtum gewahrend, zu Don Romero; „wen bringt Ihr denn da?“

„Einen Kranken, Senor; doch Ihr braucht keine Scheu vor ihm zu haben, er leidet am Regenfieber und sein Leiden steckt nicht an.“

„Würde mich auch nicht schrecken, wenn es eine andere Krankheit wäre,“ versetzte der Teniente mit trübem Lächeln. „Ihr könnt ihn mir ruhig überlassen, ich werde ihn bis morgen früh verpflegen; ich kenne den Mann, wir sind Schicksalsgefährten und es wird ihm sowohl als mir keine Krankheit mehr etwas anhaben können.“

Die Männer, welche José getragen, hatten diesen inzwischen auf das von Don Romero bereite Strohlager niedergelegt und verließen nun den Keller. Bevor der Estanciero ihnen folgte, trat er schnell an den Teniente heran.

„Lasset die Hoffnung nicht sinken, Senor,“ flüsterte er ihm zu, „bevor der Tag graut, werdet Ihr, so Gott will, frei sein. Gute Nacht!“

Der Regen goß in Strömen hernieder und fuhr, vom Winde getrieben, klatschend gegen die lederne Zeltwand. In dem kleinen, nur wenige Schuh im Geviert haltenden, von Tabaksqualm erfüllten Raume saß der Oberst Arismendi und der Tigvero in eifrigem Gespräch, welches sie das draußen tobende Unwetter nicht beachten ließ.

„Wenn wir auch bis jetzt nichts von ihnen gehört haben, so dürfen wir darum doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie den Späthern der Regierungstruppen entgangen sind,“ sagte Arismendi, indem er zu der an der Mittelstange des Zeltes hängenden, nur einen matten Schein gebenden, rohen Blechlampe trat und das darin die Stelle des Ols vertretende Stück Rindertalg mit einem Draht näher an die Flamme schob.

„Da keiner von beiden wußte,“ fuhr er fort, „daß wir hier unser Lager aufschlagen würden, so hätte überhaupt nur ein glücklicher

Zufall sie hierher führen können, und während Ihr Euch hier Sorge um sie macht, sind sie wahrscheinlich längst auf dem Wege nach Carracas."

Der Tigrero saß, mit dem Rücken gegen einen Sattel gelehnt, auf einer am Boden ausgebreiteten Ochsenhaut, und sah finster vor sich hin. Neben ihm stand eine Blechschüssel mit den Resten eines Mahles, von dem er nur ein wenig genossen zu haben schien. Seine Haltung verriet Müdigkeit und der Ausdruck seiner Züge große Niedergeschlagenheit. „Ich werde morgen die Gegend nach allen Richtungen durchstreifen," versetzte er, „und wenn ich ihre Spur nicht finde, in die Llano zurückkehren und so lange nach ihnen forschen, bis ich sie gefunden habe."

Der aus einiger Entfernung hervordringende Ruf eines Wachtpostens ließ die beiden Männer ihr Gespräch unterbrechen.

„Wer mag denn noch so spät sich dem Lager nähern?" fragte der Oberst, indem er zu der Ausgangsöffnung trat und den dort angebrachten Ledervorhang etwas bei Seite schob.

Man vernahm jetzt den Schall mehrerer Männerstimmen; dann erschien ein Llano in der Zeltöffnung und brachte die Meldung, daß zwei Boten den Obersten zu sprechen wünschten.

„Die Leute müssen es eilig haben, daß sie uns in diesem Wetter auffuchen," versetzte Arismendi, „laßt sie hereinkommen."

Die jetzt in den Lichtkreis der Lampe tretenden beiden Boten hatten zum Schutze gegen den Regen weite Wolldecken über sich gehängt, welche ihre Gestalten bis zum Knie hinab bedeckten und von Regen triefen. Der eine von ihnen blieb am Eingange stehen, während der andere, sobald er die beiden Männer erblickt hatte, mit einem freudigen Laute rasch vortrat, wobei ihm die Decke vom Kopfe auf die Schulter rutschte.

„Juan!" stieß der Tigrero, der sogleich den Bruder erkannte, jubelnd hervor, — „wo ist Don José?" setzte er hastig hinzu.

„Don José befindet sich auf der Estancia de las Culebras, wo er am Fieber erkrankt ist," entgegnete Juan, noch immer zu dem Bruder gewandt. „Ich hoffe, daß es bald besser mit ihm sein wird, denn als ich ihn verließ, schien er fest; doch das schlimmste für ihn ist, daß General Boves sich auf der Estancia befindet — Capitano

Nunez ist auch dort. Noch haben sie keine Kenntnis davon, daß Don José ihnen so nahe ist."

"Was sagt Ihr — Boves ist in der Nähe?" rief der Oberst, von seinem Feldstuhle aufspringend.

"Er ist kurz vor Einbruch der Nacht mit dreihundert Reitern dort eingerückt."

"Dreihundert, das ist eine große Zahl; ich kann ihm, da General Paez mit dem Gros nach San Juan abgerückt ist und ich das Lager mit den Frauen und Kindern nicht ohne Schutz lassen darf, kaum die Hälfte entgegenstellen. Es freut mich deshalb, von Euch zu hören, daß Don José's Sicherheit vorläufig nicht gefährdet ist. Wir werden die gute Gelegenheit, den Schwarzen einen Denktzettel zu geben, nicht vorübergehen lassen, und bis morgen abend hoffe ich hinreichende Verstärkungen hier zu haben, um den Spaniern, wenn sie nicht vorher zu uns kommen, meinerseits einen Besuch abzustatten."

"Morgen abend dürfte es zu spät sein, Senor. Außer Don José ist noch ein anderer Mann in Gefahr. Es ist zwar einer von den Spaniern, ein junger Offizier; doch derselbe hat Don José und mich auf seine eigene Gefahr aus der Gefangenschaft gerettet und scheint dabei verraten worden zu sein, denn ich habe ihn, als die Schar einrückte, als Gefangenen unter denselben gesehen und nach den Erkundigungen, die ich durch die Peons des Estanciero bei den spanischen Soldaten habe einziehen lassen, soll gleich am Morgen über den Teniente Kriegsgericht gehalten werden. Don José hat es mir auf die Seele gebunden, daß ich hierher eilen und nicht ruhen soll, bis ich die Zusage erlangt habe, daß der Teniente vor Tagesanbruch befreit wird."

"Um —" brummte der Oberst, "das ist etwas anderes; wenn es so steht, werden wir allerdings wohl nicht auf uns warten lassen dürfen, denn eine Liebe ist der andern wert."

"Wie lange haben wir bis zur Estancia zu reiten?" wandte er sich an Juan.

"Wir haben etwa zwei Stunden gebraucht. Zu Pferde ist der Weg bequem in einer Stunde zu machen."

"Gut," versetzte der Oberst, "so können wir das Aufhören des

Regens ruhig abwarten und doch noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein.“ Er rief hierauf einen jungen Burschen herbei, der unter einem vor dem Zelte aufgestellten Schilfdache kampierte und Kammerdiener, sowie Ordonnanz in einer Person zu sein schien, ließ durch diesen einen Sambis nebst einer kleinen Flasche Rum auftragen und forderte dann die beiden jungen Leute zum Zugreifen auf.

Nachdem sie den ihnen vorgelegten Speisen zugesprochen hatten, ließ Oberst Arismendi sich von Juan die auf der Flucht mit Don José erlebten Abenteuer berichten und stellte dann noch einige Fragen bezüglich der Besatzung der Estancia de las Culebras, dann rief er abermals seinen Diener herbei und gebot diesem, den beiden Männern eine Schlafstätte anzuweisen. „Es ist wenig mehr als zehn Uhr,“ bemerkte er, zu Juan gewandt, „wir können noch bis gegen drei Uhr schlafen. Bis dahin wird der Regen voraussichtlich aufgehört haben und wir werden noch immer früh genug zu der Estancia kommen.“

Der Diener des Obersten führte die drei Männer in ein wie es schien soeben erst errichtetes kleines Zelt, wo Juan und Fernando bald in festen Schlaf sanken, während der Tigrero aus Furcht, daß der Oberst die Zeit verschlafen könne, sich wach hielt und nur seinem Körper einige Ruhe gönnte.

Unter den Tropen pflegt sich das nächtliche Leben der Tierwelt mit solcher Regelmäßigkeit zu äußern, daß jeder, welcher hierauf zu achten gelernt hat, mit leichter Mühe die Nachtstunden danach bestimmen kann. Fast zu jeder Stunde lassen andere Tiere ihre Stimmen ertönen und für den Tigrero waren diese Laute ebenso verständlich, wie die Stimme eines Wächters.

Geraume Zeit vor der bestimmten Stunde erhob er sich, weckte seine Gefährten und begab sich mit ihnen zum Zelte des Obersten, den er zu seiner Freude bereits im Scheine eines vor seinem Zelte brennenden Wachtfeuers auf- und abgehen sah.

„Ihr dachtet gewiß, ich würde die Zeit verschlafen,“ rief der Oberst lächelnd, als er die drei Männer erblickte; „doch Ihr dürft überzeugt sein, daß ich dem uns bevorstehenden Abenteuer mit nicht geringerer Ungeduld entgegen sehe, als Ihr.“

Wenige Minuten später erschien einer von den Offizieren, den der Oberst durch seinen Diener hatte rufen lassen.

„Guten Morgen, Don Feliz,“ rief er ihm zu. „Ich habe Euch etwas früh im Schlafe gestört; doch ich hoffe, daß Ihr damit nicht unzufrieden sein werdet, wenn Ihr erfahrt, um was es sich handelt, denn ich weiß, daß Ihr an solchen Spazierritten, wie der sein wird, welcher uns bevorsteht, ein ganz besonderes Vergnügen habt. General Boves hat sich nämlich mit einer Anzahl seiner schwarzen Rehlabschneider ganz hier in der Nähe eingenistet, ohne Zweifel, um uns einen Besuch zu machen. Um ihm zu zeigen, daß wir eine solche Höflichkeit zu schätzen wissen, beabsichtige ich nun, ihm zuvorzukommen, wieweil wir ihn, da wir vor allem an die Sicherheit unserer lebendigen Bagage denken müssen, nur in verhältnismäßig geringer Zahl aufwarten können. Ich denke, daß wir vierzig Reiter für wenige Stunden hier entbehren können. Wählt also so viele von Euren besten Leuten aus und haltet Euch mit diesen in einer Viertelstunde marschfertig.“

„Ihr habt vielleicht gestern Abend überhört, Senor,“ sagte Juan, eilig auf den Obersten zutretend, „daß Boves dreihundert Mann bei sich hat.“

„Ich weiß, Muchacho,“ versetzte der Oberst ruhig; „doch ich kann nicht mehr als vierzig entbehren und hoffe, daß diese genügen werden. Es kommt nur darauf an, daß man die Sache richtig anfängt.“

Als der junge Capitano mit seinen Reitern angekommen war und die Schar sich eben in Bewegung setzen wollte, erschien der Oberst, welcher inzwischen auch für die beiden Guamanga Pferde hatte besorgen lassen, mit einem kleinen Sack in der Hand.

„Wir wollen in dieser Nacht den Spaniern mit ihrem eigenen Feuerwerk ein Vergnügen machen,“ sprach er lachend. „Es war eigentlich dazu bestimmt, den Geburtstag Seiner Majestät des Königs Ferdinand VII. zu verherrlichen, ist aber zufällig in unsere Hände gefallen und mag nun dazu dienen, ein paar wackere Burtschen aus der Gefangenschaft befreien zu helfen.“

Ein unerwarteter Besuch.

Es war etwa eine Stunde vor Tagesanbruch. Friedliche Stille lagerte über der Estancia de las Culebras und selbst die Hähne, welche sonst um diese Zeit den nahen Anbruch des Tages mit hellem Schrei zu verkünden pflegten, schwiegen heute, da sie ebenso wie alles andere lebende Getier auf der Estancia von den Spaniern getötet worden waren. Nur aus dem geräumigen Corral, welcher heute dicht mit Pferden besetzt war, erscholl von Zeit zu Zeit das ungeduldige Stampfen und Schnauben der feurigen Rosse. Zwischendurch hätte ein aufmerksames Ohr von Zeit zu Zeit ein knarrendes Geräusch vernehmen können, welches klang, als ob der aus Pfosten und Latten bestehende Zaun des Corral aus seinen Fugen gehoben würde. Die unter einem breiten Schilfdache ruhenden Wächter mochten jedoch, wenn sie jenes Geräusch wirklich vernahmen, dasselbe dem Scheuern und Reiben der Pferde an den Holzwänden des Corral zuschreiben, denn keiner von ihnen hielt es für der Mühe wert, sein Lager zu verlassen, um den Grund jener Laute zu erforschen.

Jetzt schlüpfte dort, wo der Corral durch das offene Thal mit der Llano in Verbindung stand, eine dunkle Gestalt durch die Öffnung des Zaunes und schritt vorsichtig zwischen den Tieren dahin, bis sie sich in ihrer Mitte befand.

Wenige Minuten später erklang aus dem Corral ein heller Eulenschrei, und gleichsam als Antwort auf denselben begann die eine Holzwand der Umzäunung sich langsam zu bewegen, um wenige Augenblicke später unter dem Drucke mehrerer von geschickten Händen geführten Hebebäume mit lautem Krach zu Boden zu stürzen.

Erschreckt sprangen die Wächter aus ihrer Hütte hervor und traten in die Finsternis hinaus, doch bevor sie sich noch den Schlaf aus den Augen gerieben hatten und mit sich einig geworden waren, von woher jenes Geräusch gekommen sei, wurden sie durch eine neue Entdeckung wo möglich noch mehr erschreckt. Inmitten des Corral blitzte plötzlich ein heller Feuerchein auf und dichte Garben raketenartig leuchtender Funken fuhren mit lautem Geprassel nach allen Seiten umher.

Unter den Pferden entstand bei dieser Erscheinung ein furchtbares Durcheinander. Wiehernd und schnaubend sprangen die entsetzten Tiere in wilder Hast umher, wobei sie sich von dem Feuer weg und zu den Wänden des Corral's hindrängten, bis plötzlich die ganze Schar durch die geöffnete Wand ins Freie eilte und in toller Hast der Llano zusprengte.

Die ob dieser ungewöhnlichen Erscheinung erschreckten Wächter standen eine Zeit lang völlig ratlos da und erst als die Pferde bereits in der Finsternis verschwunden waren, gewannen sie so weit ihre Überlegung, um zur Estancia zu eilen und dort die nun ihrer Rosse beraubten Reiter zu alarmieren.

Boves kam, von dem entstandenen Lärm aufmerksam gemacht, halb angekleidet herbeigelaufen, um zu hören, was vorgefallen sei.

„Der Corral ist eingestürzt, Excellenza,“ berichtete ihm einer der Wächter mit bebender Stimme, „dann ist Feuer aus der Erde gekommen und die Tiere sind davon gelaufen, als ob der Böse hinter ihnen sei, und der muß auch diesmal die Hand mit im Spiele gehabt haben.“

„Ihr habt nicht aufgepaßt, sondern geschlafen,“ schrie Boves wütend, „und nun wollt Ihr Euch hinauslügen. Capitano Nunez, verhaftet Sie diese Schurken, über die wir morgen ebenfalls Kriegsgericht abhalten werden. Behalten Sie einige von Ihren Leuten zur Bewachung zurück, alle übrigen folgen mir, damit wir sehen, ob es uns gelingt, der Tiere wieder habhaft zu werden.“

Der Estanciero und die Seinigen hatten während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen, da sie von Stunde zu Stunde der Ankunft der erwarteten Retter entgegensehen. Don Romero hatte deshalb, soweit auch der Schuppen, in welchem er die Nacht zugebracht, vom Corral entfernt war, sogleich das Krachen des einstürzenden Zaunes und dann das Stampfen der fliehenden Rosse vernommen.

„Unsere Befreier sind da!“ rief er erfreut aus und wäre am liebsten sogleich hinausgeeilt, um sie zu begrüßen. Die Besorgnis, durch zu zeitiges Hervortreten dem Feinde sein Mitwissen zu verraten und sich, sowie die Seinigen dafür dessen Rache auszusetzen, bewog ihn jedoch, seine Ungeduld zu zügeln und ruhig den Verlauf der Sache abzuwarten.

Bergebens horchte er, ob nicht der Lärm des zwischen den Spaniern und den Independenten beginnenden Kampfes zu vernehmen sei, doch alles blieb ruhig und schon begann Don Romero zu befürchten, daß der Angriff durch irgend ein unvorhergesehenes Ereignis vereitelt sei, als draußen eine fremde Stimme seinen Namen rief.

Vor die Thür seiner Hütte tretend, stand er hier einem spanischen Soldaten gegenüber, der ihm den Befehl brachte, sogleich vor dem Capitano Nunez zu erscheinen.

Dem Soldaten folgend fand Don Romero den Capitano vor dem Eingange des neben dem Wohnhause befindlichen Kellergewölbes.

„Schließt uns sogleich den Keller auf,“ befahl der Capitano, „und bringt diese drei Schurken hier zu denen, die bereits drunten sind.“

„Ihr vergeßt, Capitano,“ entgegnete Don Romero, dem bei dieser Zumutung die Hornesader schwell, „daß nicht ich die Schlüssel zu dem Keller in Gewahrsam habe, sondern daß dieselben sich im Quartier des Generals Boves befinden, dem ich sie habe überliefern müssen.“

„Da habt Ihr allerdings Recht; ich werde sie sogleich holen lassen. Bleibt nur hier, ich werde einen von meinen Leuten senden, denn Ihr habt in dem Quartier des Generals nichts zu suchen,“ rief Nunez dem weggehenden Estanciero nach.

„Es war auch nicht meine Absicht, dorthin zu gehen,“ versetzte dieser, „ich bin vielmehr im Begriffe, zu meiner Familie zurückzukehren.“

„Nichts da“ — schrie Nunez, „Ihr bleibt hier und werdet diese drei Halunken dort hinunter bringen, sobald wir den Schlüssel haben.“

„Ihr wollet bedenken, Senor, daß ich kein Kerkermeister bin,“ warf der Estanciero ein. „Ich glaube genug gethan zu haben, wenn ich mein Haus und mein gesamtes Eigenthum Ihren Soldaten überlasse, weiteres kann von mir nicht verlangt werden.“

„Ha, du frecher Schurke, wart, ich werde dir zeigen, wer jetzt hier zu befehlen hat, und wie wir mit einem solch verfluchten

Independentenhunde verfahren. Ihr seid von diesem Augenblicke an gleichfalls mein Gefangener."

"Und Ihr der meinige," ließ sich eine tiefe Baßstimme vernehmen.

"Wer seid Ihr?" rief Nunez zurückspringend.

"Ich bin der Oberst Arismendi vom Corps des Generals Paez," versetzte dieser nähertretend in seinem gewöhnlichen humorvollen Tone, „und wollte mir die Ehre geben, dem General Boves einen Besuch abzustatten, höre aber zu meinem Bedauern, daß er soeben mit seinen Leuten eine kleine Fußwanderung in die Llano angetreten hat. Ein zweiter Grund meines Hierseins ist der Wunsch, einen jungen Offizier abzuholen, der sich, wie ich bestimmt weiß, in diesem Hause befindet. Ihr habt ja wohl die Schlüssel dazu, Capitano, und wollet uns deshalb öffnen lassen."

Nunez hatte mit einem raschen Blicke die Zahl der hinter dem Obersten stehenden Männer überblickt und mochte wohl einsehen, daß ihm hier nichts übrig bleibe, als zu gehorchen.

Dem aus dem Quartier des Generals zurückkehrenden Soldaten die Schlüssel abnehmend, reichte er denselben dem Obersten.

"Ihr gestattet mir wohl, Senor, daß ich mich nun entferne?" fragte er.

"Im Gegenteil, Capitano," versetzte der Oberst, „da seine Excellenz nicht zugegen sind, so hoffe ich, daß Ihr an seiner Stelle die Honneurs als Wirt machen werdet; ich verspreche Euch dafür, meinen Besuch nicht allzusehr auszudehnen. Habt die Güte, uns den Weg zu zeigen und selbst aufzuschließen."

Vor Wut mit den Zähnen knirschend gehorchte der Capitano und schritt, nachdem er die Thür geöffnet hatte, mit einem schnell herbeigeholten Lichte voran.

In dem Keller angelangt, bot sich den Eintretenden ein seltsamer Anblick dar.

In einer Ecke des kleinen Raumes befand sich ein gewaltiges Bündel Stroh, aus welchem der Kopf eines schlafenden Menschen herausah, während neben demselben ein nur mit den allernotwendigsten Kleidungsstücken versehener Mann auf der bloßen Erde saß.

Ein Blick auf den Schlafenden machte den Eintretenden die

Sachlage sogleich klar. Der dort vor ihnen Stehende hatte sich augenscheinlich seiner meisten Kleidungsstücke entledigt, um seinen Gefährten, dem der Schweiß auf dem Gesichte perlte, damit zu bedecken; zu demselben Zwecke hatte er auch das Stroh seines Lagers verwandt.

„Guten Morgen, Capitano Huanca,“ redete der Oberst den jetzt die Augen öffnenden Kranken an. „Ich wünsche Euch Glück zu Euerer Genesung. Es thut mir zwar leid, daß wir Euch aus Euerem heilsamen Schwitzbade herausholen müssen; doch ich hoffe, daß, nachdem Euer Krankheit, wie ich sehe, glücklich gebrochen ist, ein kurzer Ritt in meinem warmen Mantel Euch nichts schaden wird. Später könnt Ihr bei uns, wenn es noch nötig sein sollte, so lange nachschwitzen, als es Euch Vergnügen macht.“

„Euch, Senor — Euer Namen kenne ich zwar noch nicht —“ wandte sich der Oberst hierauf an Don Valerio, „spreche ich für das, was ich von Euch gehört und jetzt hier gesehen habe, meine Hochachtung aus. Wenn alle Soldaten so dächten und handelten, wie Ihr, dann würde dem Kriege ein gutes Teil seines Schreckens genommen. Da aber nun im Kriege, mag er noch so human geführt werden, dennoch stets das Recht des Stärkeren gilt, dieses Recht aber augenblicklich auf unserer Seite ist, so mache ich, der Oberst Arismendi, Euch hiermit zu meinem Gefangenen. Gleichzeitig gebe ich Euch mein Wort darauf, daß Ihr gehalten werden sollt, wie es einem braven Offizier zukommt; Capitano Huanca wird von jetzt an die Rolle mit Euch tauschen und Euch unter seine Aufsicht nehmen, wie Ihr es hier mit ihm gethan zu haben scheint.“

„Für Euch, Senor,“ wandte der Oberst sich dann wieder an Don José, „hatte ich ein Tragbett mitgebracht, auf welchem wir Euch zwischen zwei Maultieren zu transportieren gedachten. Ich glaube jedoch, daß Ihr, da Ihr, wie ich zu meiner Freude sehe, wieder ziemlich wohl seid, bequemer und besser reitet.“

Don José erklärte, daß er im stande sei, ein Pferd zu besteigen, und nachdem man ihn noch mit einem warmen Mantel bekleidet und auch Don Valerio schnell wieder seinen Rock angelegt hatte, verließen beide mit dem Obersten den Keller.

Als Arismendi in das Freie trat und sich nach dem spanischen

Capitano umjah, entdeckte er, daß dieser verschwunden sei. Die vor dem Hause stehenden Alaneros hatten ihn, da hier tiefe Finsternis herrschte, gleichfalls nicht bemerkt; nur einer von ihnen glaubte eine dunkle Gestalt vorübergehen gesehen zu haben, die er aber nicht weiter beachtet hatte.

„Der Capitano scheint sich ohne Abschied empfohlen zu haben,“ sprach der Oberst. „An seiner Person ist mir grade nicht viel gelegen; doch ist mir sein Verschwinden deshalb nicht angenehm, weil wir jetzt darauf gefaßt sein müssen, daß er dem General unsere Anwesenheit mitteilt und uns diesen früher, als ich es erwartet hatte, mit seinen Leuten auf den Hals heßt. Wir dürfen deshalb keinen Augenblick verlieren. Also rasch zu Pferde.“

Wenige Minuten später waren die Reiter, lautlos wie sie gekommen, auch wieder in der Finsternis verschwunden und die Estancia lag still wie zuvor.

Eine Vergeltung.

Während die Alaneros nach dem Lager zurückkehrten, eilte Nunez, dem es gelungen war, unbemerkt den Keller zu verlassen, raschen Schrittes seinen zum Einfangen der Pferde ausgezogenen Kameraden nach, um diese zur schleunigen Rückkehr aufzufordern.

In seinem Eifer war es ihm entgangen, daß er nicht allein sei, sondern daß ihm, seit er die Estancia verlassen hatte, eine dunkle Gestalt in geringer Entfernung geräuschlos folgte.

Nachdem Nunez eine Strecke Weges gegangen war, blieb er horchend stehen.

Einzelne aus nicht allzu weiter Ferne zu ihm herüberdringende Laute verrieten ihm die Richtung, welche Boves mit seinen Leuten eingeschlagen hatte, und er durfte jetzt hoffen, dieselben in wenigen Minuten zu erreichen.

„Ha“ — rief er erfreut aus — „dort sind sie und ich denke, ehe eine Viertelstunde vergeht, wird der Schurke, der uns sicherlich nicht so bald erwartet, aus einer anderen Tonart pfeifen.“

Während dieses kurzen Zwiegesprächs war die dem Capitano

folgende Gestalt mit erhobenem Arm bis dicht an denselben herangetreten und der jetzt von Nunez ausgestoßene Ruf, durch welchen dieser seinen Waffengefährten ein Zeichen geben wollte, erstarb in einem dumpfen Röcheln.

„Gebt Euch keine Mühe, Capitano,“ hörte er eine ihm bekannte Stimme sagen. „Der Oberst hat die Estancia längst verlassen und Ihr würdet mit Euern Gefährten dort ohnehin zu spät eintreffen. Lasset uns deshalb, während jene ihren Pferden nachlaufen, eine andere Angelegenheit mit einander abmachen.“

Ehe Nunez, welcher in dem Manne sogleich den Tigrero erkannte, sich noch von seinem Schrecken erholt hatte, fühlte er bereits seine Hände gebunden; hierauf zwängte ihm der Tigrero einen Knebel in den Mund, der es ihm unmöglich machte, auch nur einen Laut von sich zu geben, band ihm, ebenso wie die Hände, auch die Füße zusammen und trat dann, ihn wie ein Bündel auf seinen kräftigen Schultern tragend, mit ihm den Rückweg zur Estancia an.

Im Osten zeigte sich der erste Schein des neuen Tages und die einzelnen Gegenstände begannen allmählich deutlicher hervorzutreten. Der Tigrero verließ deshalb, noch bevor man der Estancia ansichtig wurde, den bisher von ihm verfolgten Weg und umschritt die Gebäude in einem weiten Bogen bis zu einer Stelle, welche etwa zehn Minuten vorher der Oberst mit seinen Begleitern passiert hatte.

Der Tigrero sah sich einige Augenblicke spähend in der Runde um, dann hatte er gefunden, was er suchte.

Im Schutze eines dichten Gebüsches stand ein Pferd, welches er hier, bevor er das Feuerwerk in dem Corral abgebrannt, versteckt hatte.

Mit einem Schnitte seines Messers löste er nun die Fesseln an den Füßen seines vor Angst halbtoten Gefangenen und hieß diesen durch einen stummen Wink in den Sattel zu steigen, wobei er ihm selbst behilflich war, dann ergriff er den Zügel des Tieres und folgte mit demselben der Spur der Alaneros.

Die Helligkeit nahm jetzt schnell zu und bald bligten die ersten Sonnenstrahlen durch den Wald, der nach dem mehrtägigen Regen bereits die tropische Frühlingsvegetation zu zeigen begann.

Der Tigrero verließ jetzt die bisher von ihm verfolgte Spur und schlug eine seitliche Richtung ein. Der Wald war hier dicht geschlossen und an vielen Stellen vermochte Esteban nur mit Mühe zwischen den durch Massen von Gestrüpp und Schlingpflanzen mit einander verwobenen Bäumen vorzudringen.

In den Zügen des Capitano war von dem Augenblicke an, in welchem der Tigrero den Reittweg verlassen hatte, eine deutlich sichtbare Veränderung vorgegangen. Bis jetzt hatte er sich in dem Glauben befunden, daß der Tigrero ihn als Gefangenen in das Lager der Alaneros bringen wolle und diese Hoffnung hatte den Schrecken, welchen er im ersten Augenblicke seiner Gefangennahme empfunden, bald verschwinden lassen, da der Ruf, in welchem sowohl Paez als Arismendi standen, ihn wegen seines Schicksals völlig beruhigte. Erst als der Tigrero jenen Seitenweg in die Wildnis einschlug, erkannte der Capitano, daß der Indianer nicht gesonnen sei, ihn den Händen der Independenten zu überliefern, sondern seine eigene Rache an ihm zu kühlen, und bei diesem Gedanken begann der Ausdruck des Entsetzens sich auf dem Gesichte des Feiglings auszuprägen, der selbst in seinem Leben niemals Gnade gegen einen Feind gekannt hatte und deshalb auch hier keine erwartete.

Der Tigrero würdigte seinen Gefangenen keines Blickes. Mit düsterer Miene schritt er neben dem Pferde her und ließ seine Augen von Zeit zu Zeit durch den Wald schweifen, bis er in einiger Entfernung eine Stelle entdeckte, an welcher sich, wie er aus der Beleuchtung des Laubes erkannte, eine Lichtung befinden mußte. Auch das Unterholz, welches inmitten des Waldes unter dem Schatten der Bäume immer mehr verschwunden war, stand hier wieder dichter. Dorthin wandte er seine Schritte.

Nachdem er sich mit Hilfe seiner Macheta (ein langes Messer) durch das Gewirr von Zweigen und Ranken hindurchgearbeitet hatte, stand er am Rande einer kleinen, von einem Bache durchströmten, von frischem Gras und bunten Blumen bedeckten Lichtung, auf welcher er sein Pferd anhielt.

Das Gesicht des Capitano hatte eine aschgraue Färbung angenommen, sein Auge blickte stier, wie das eines Wahnsinnigen und auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß.

Der Tigrero hob ihn vom Pferde und entfernte dann die Handfesseln sowie den Knebel.

„Ich bin Esteban Guamanga, der Bruder dessen, den Ihr wie einen Hund erschossen habt, als er seinen unglücklichen Herrn, den Eure Mordgesellen verfolgten, retten wollte. Dann habt Ihr jenen Mann seinen Henker überliefert und sein Weib und seine Kinder in die Ferne getrieben und diese gleich einem Bluthunde verfolgt, und ihnen, deren Vorfahren auf dem goldenen Stuhle der Inkas gesessen haben, weder Ruhe noch Rast gegönnt. Ich könnte dafür jetzt die gerechte Strafe an Euch vollziehen, denn Ihr seid in meiner Gewalt, und da Ihr Spanier niemals gegen uns Gnade gekannt habt, so habt auch Ihr keine zu beanspruchen. Doch wir, das alte Volk der Kinder der Sonne, halten uns für zu gut, um Euch mit gleichem Maße zu messen; Ihr mögt deshalb mit mir um Euer Leben kämpfen.“

Damit überreichte der Tigrero seinem Gegner eine Macheta genau von der Länge der, welcher er sich bereits zum Durchhauen der Schlinggewächse bedient hatte und warf dann seine Jacke ab.

Der Capitano stand noch immer mit schlotternden Knien da und machte keine Miene, seine Waffe zu gebrauchen.

Der Tigrero war inzwischen mehrere Schritte zurückgetreten und stürzte nun mit vorgestrecktem Messer auf seinen Gegner zu, welcher jedoch, statt sich zu verteidigen, zur Seite sprang und im nächsten Augenblick zwischen dem Gebüsch verschwand.

Der Tigrero folgte ihm auf dem Fuße, und hatte grade den Saum des Gebüsches erreicht, als ein von Nunez ausgestoßener durchdringender Schrei ihn veranlaßte, stehen zu bleiben.

Ge-spannt, zu erfahren, was sich zugetragen, schritt er vorsichtig weiter und sah den Flüchtling nach kurzer Zeit schon wieder vor sich. Derselbe stand auf dem Zweige eines vom Sturmwind umgestürzten Baumriesen und sah mit dem Ausdruck des Entsetzens auf den Stamm zu seinen Füßen.

Schnell hatte der Tigrero die Veranlassung jenes Schreies erkannt. Nunez hatte sich offenbar hinter dem mächtigen Stamme verbergen wollen und war, während er über denselben stieg, durch die morsiche Holzschicht gebrochen, aus der die schillernden Leiber

zweier dort in ihrer Ruhe gestörter Kupferschlangen züngelnd ihre Köpfe hervorstreckten.

Der Capitano, welcher über dieser neuen Gefahr, in welcher er sich befand, die Nähe des Tigrero völlig vergessen zu haben schien, trennte jetzt mit dem immer noch in seiner Hand befindlichen Messer in der Nähe des Knies die Naht seiner Beinkleider auf und schien eine dort befindliche Wunde zu betrachten.

Der Tigrero wandte sich um; er hatte genug gesehen und wußte, daß die Vergeltung den Capitano erreicht hatte, indem sein Schicksal ihn zu jenem hohlen Baum geführt hatte, wo er ein Opfer der mit besonderer Vorliebe an solchen Orten hausenden Schlangen geworden war. Vor der Wirkung des bereits in seinen Adern befindlichen Giftes vermochte keine Macht der Erde ihn mehr zu retten.

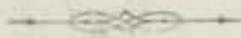
Mehrere Tage noch verweilte José im Lager der Maneros, dann aber, sobald die letzte Spur des Fiebers überwunden war, sagte er dem Obersten Lebewohl und sprengte, von seinen beiden treuen Gefährten begleitet, in die nun infolge des gefallenen Regens in frischem Frühlingschmucke prangende Gebirgslandschaft hinaus. Da sein Ritt von jetzt an nicht ferner unterbrochen wurde, so gelang es ihm, das Heer Bolivars, dessen Marsche sich gleichfalls Schwierigkeiten entgegengestellt hatten, noch vor dessen Ankunft in Carracas zu erreichen, und es ward ihm und seinen Gefährten die Ehre zu Teil, im Gefolge Bolivars mit in die bereits mehrere Tage zuvor von den Spaniern geräumte Stadt einzuziehen zu können, deren Bewohner die Befreier mit lautem Jubel begrüßten.

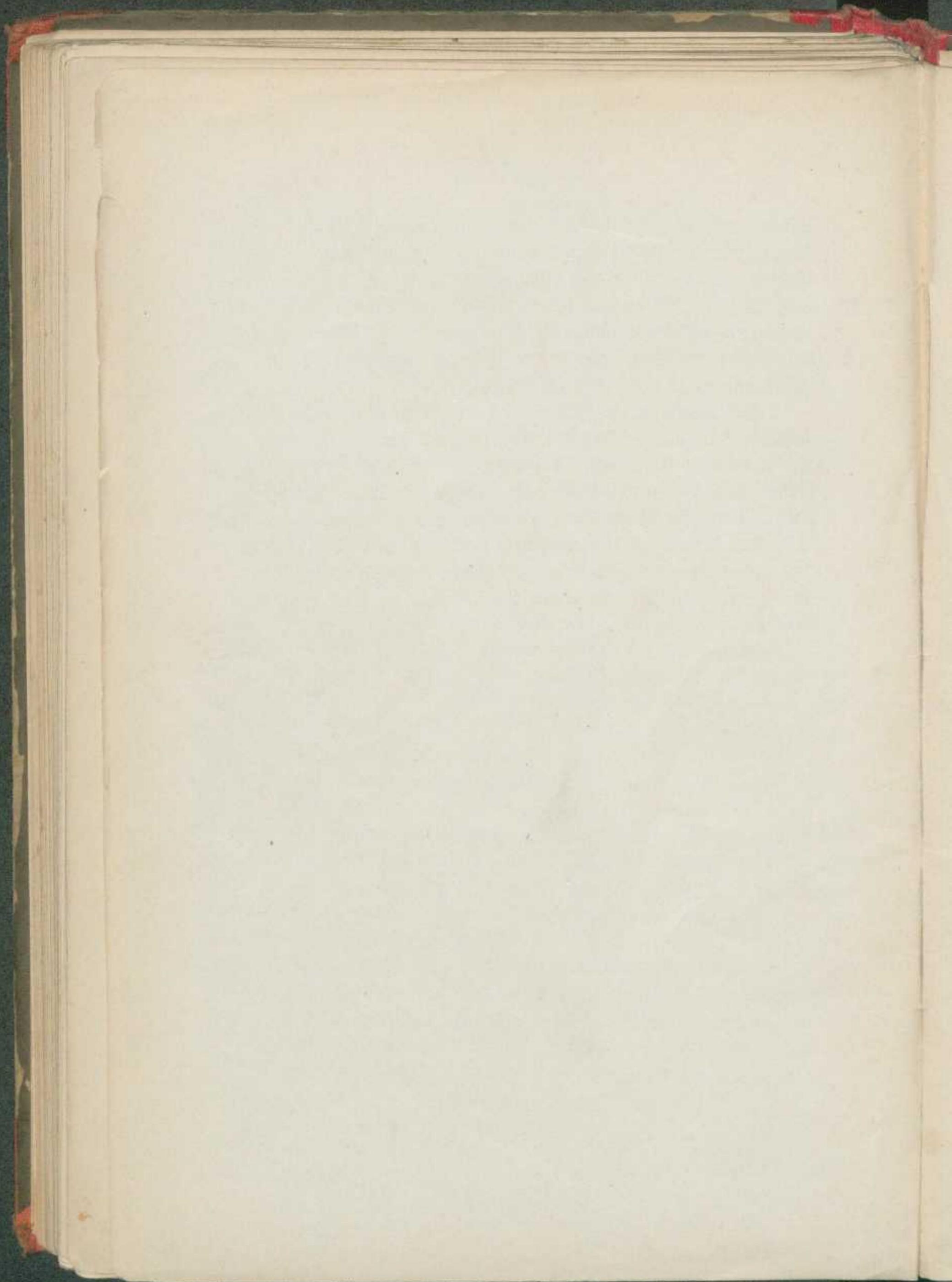
Während der Zug sich durch die Straßen der Stadt bewegte, wurden die Blicke José's, sowie deren in seiner Nähe reitenden beiden Gefährten auf einen besonders reich mit Blumen geschmückten Balkon gelenkt, auf welchem neben der rot-weiß-blauen Flagge von Venezuela ein mächtiges Banner von blauer Seide wehte, auf welchem eine goldene Sonne, das Zeichen der alten Herrscher von Quito, prangte.

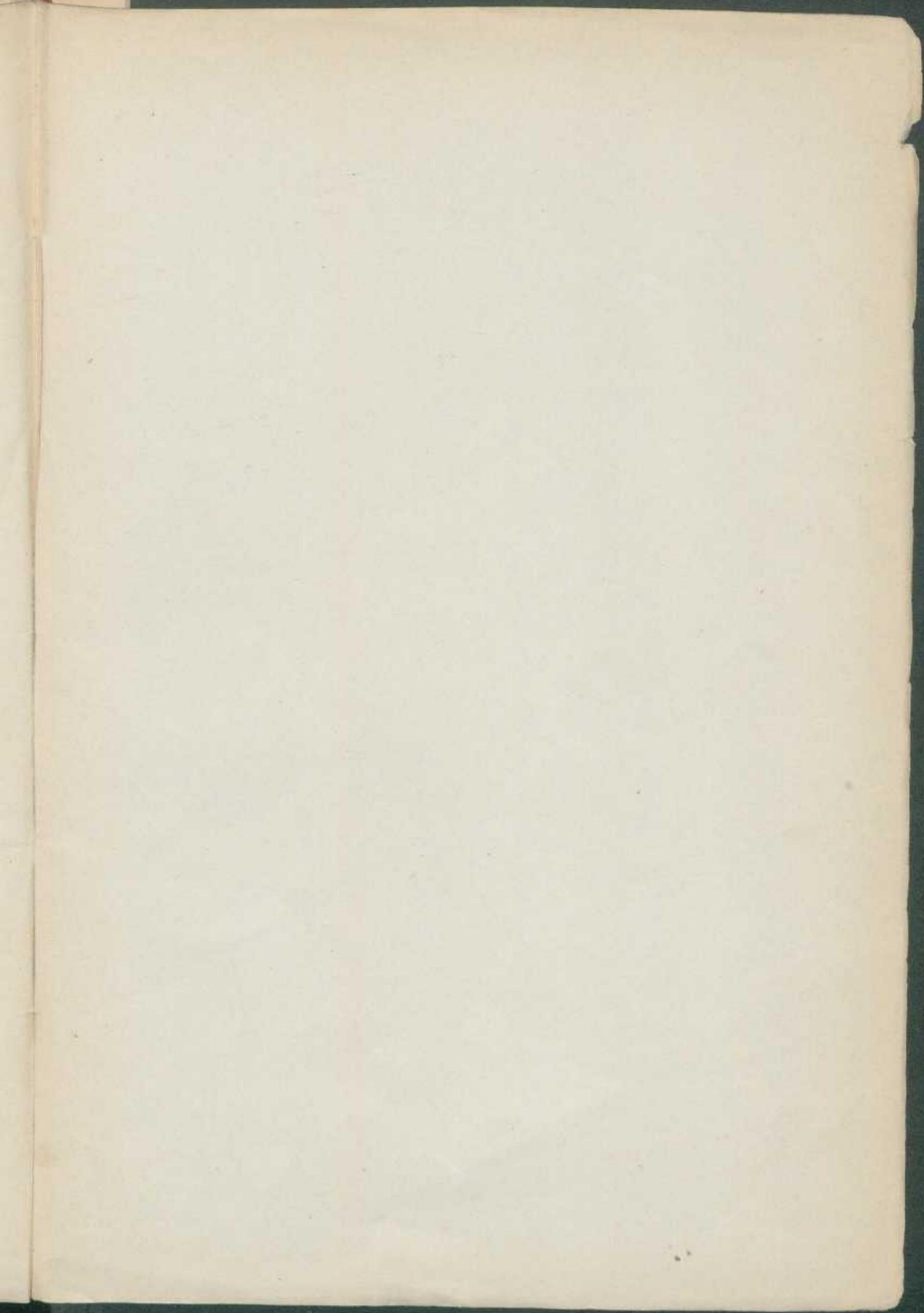
Als José, hierdurch aufmerksam gemacht, genauer hinsah, erkannte er unter den auf dem Balkon versammelten Gestalten seine

Mutter und Geschwister, sowie den alten treuen Guamanga. Diese hatten, wie José später erfuhr, durch den Obersten Ribas von Porto Cabello aus die Mitteilung erhalten, daß José sich auf dem Wege nach Carracas befinde und hatten, diesen sowie Bolivar bereits dort vermutend, mit der nächsten Schiffsgelegenheit ihre stille Insel verlassen, um den Sohn und Bruder dort zu begrüßen. Sie waren grade am Tage zuvor hier angelangt.

Wer die Geschichte jenes Kampfes verfolgt, wird darin finden, daß mit dem am 4. August 1813 erfolgten Einzuge Bolivars in Carracas noch keineswegs die Freiheit des Staates Venezuela gesichert war, daß es vielmehr noch jahrelanger, heißer Kämpfe bedurfte, bevor die Macht Spaniens gebrochen war. Doch auch dieser Tag kam heran, und wir werden vielleicht ein anderesmal Gelegenheit haben, dem geneigten Leser die ferneren Schicksale unseres Helden und seiner Gefährten und deren Rückkehr in die ferne Heimat zu erzählen.







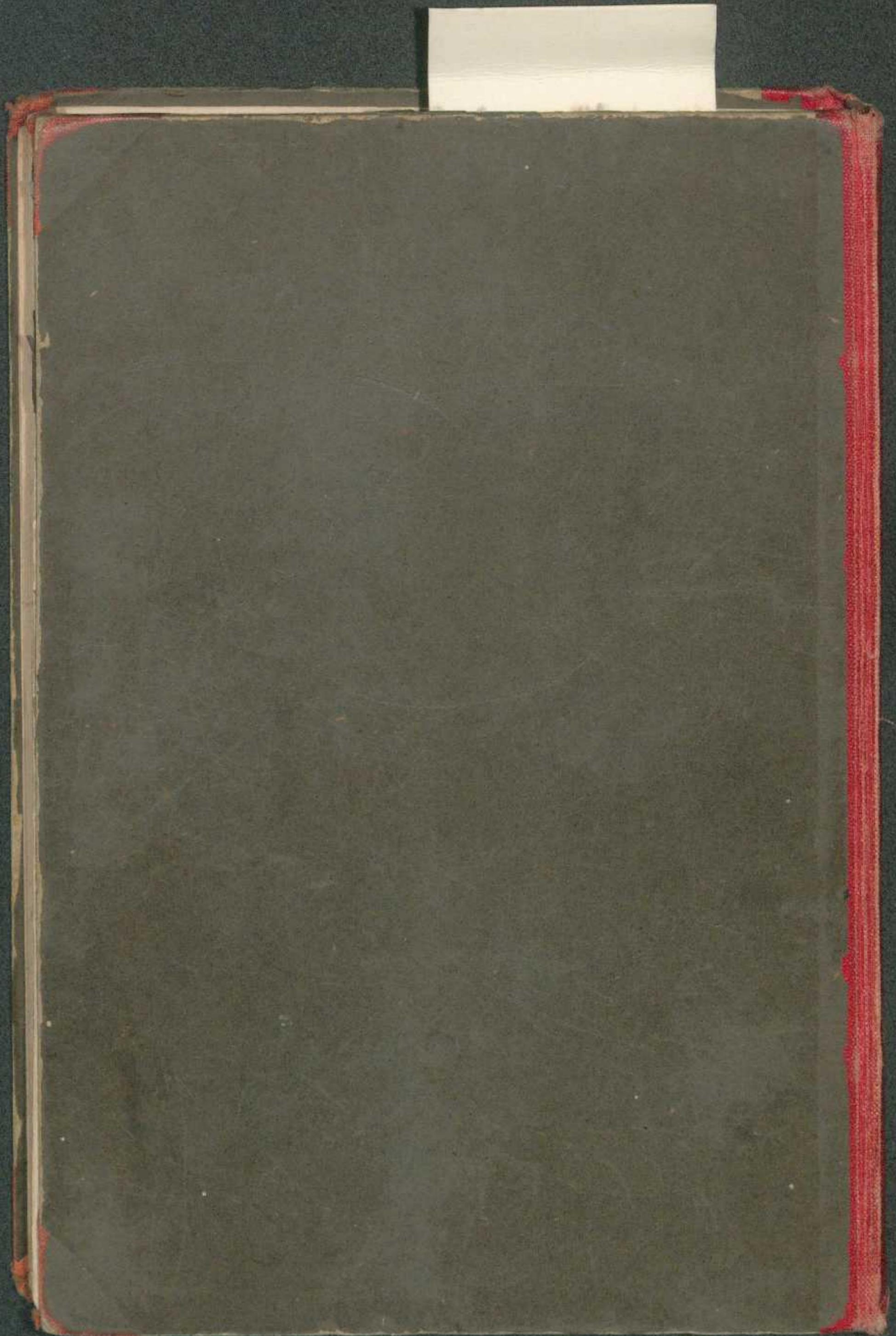
3, 211 666

H/S 495 000

Internationale Jugendbibliothek



047002341545



Vom Stamme der Inkas,

Eine Erzählung

aus der Zeit des Befreiungskampfes in
Süd-Amerika

von

Rudolf Scipio.

Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen

von

G. Wartsch.

Stuttgart.

E. Hänfelmanns Verlag.



the scale towards document